

# KAMERUN

Drei Wochen durch Kamerun - ein Reise- und Erlebnisbericht



**AUTOR: STEFFEN "BYTESTROLCH" FRICKE**  
**[HTTP://KAMERUN.BYTESTROLCH.DE](http://kamerun.bytestrolch.de)**

## *1. Tag, Donnerstag, 17.01.2002 Dresden - Zürich - Douala*

Während wir in Dresden mehrere hundert Quadratmeter Wartehalle für uns ganz allein haben, kommt in Zürich schon eher ein Gefühl von einem geschäftigen Flughafen mit MultiKulti-Touch bzw. Reisefieber auf. Der Hinflug mit dem schweizerischen Crash- und Konkurs-Airline-Bundle CrossAir (Dresden → Zürich) und swissair (Zürich → Douala) gestaltet sich als recht angenehm. Es kommt zu keinen Verspätungen, der Service stimmt. Die Sicht auf die Alpen und die Sahara ist dank schönen Wetters bemerkenswert gut. Die MD-11 (swissair) ist ein gigantisches Fluggerät und ich bin immer wieder aufs Neue fasziniert, dass so ein Monstrum überhaupt abhebt. Sofort werden Gedanken wach, dass mein Traumberuf mal Pilot war, allerdings nicht auf Passagiermaschinen.

Der Anflug auf Douala im Halbdunkel ist für mich Afrika-Newbie allein schon spannend. Der Flieger schwebt über dem Wouri, Kamerun's größtem Fluß. Unten deutlich sichtbar - Regenwald, Feuer vor einigen Hütten, eine grandiose, düstere und wilde Kulisse. Auf das feuchtheiße Klima in Douala dachte ich gut vorbereitet zu sein. Als ich das Flugzeug verlasse, wallt mir die mehr wie Watte anmutende feuchte Luft entgegen. Wow! Ist ja noch eine Spur härter als im Tropenhaus! Und das soll ich länger als eine Stunde aushalten? Drei Wochen? Entsetzlich! Natürlich fällt mir sofort ein, dass dieses Klima nur an der Küste so feuchtheiß ist, ich mich daran gewöhnen werde und wir uns hier ja nicht besonders lange aufhalten wollen.

Die Einreisekontrollen sollten laut Reisehandbuch ja besonders gründlich sein. Doch bevor es dazu kommt, fällt Michael ein, dass er seine Winterjacke im Flieger liegen gelassen hat. Während er die endlosen Korridore bis zum Flugfeld zurückeilt, rücke ich zum Schalter mit den Beamten auf. Bald lasse ich einige Reisende vor. Wo bleibt Michael? Alle Reisenden haben den Schalter passiert, ich gebe meinen Pass ab, zeige den Impfausweis mit Gelbfieber-Stempel vor. Irgendwas gefällt dieser Frau an meinem Visum nicht. Schließlich knallt mit lautem Geräusch doch der Einreisestempel in meinen Pass. Die Beamtin packt ihre Sachen, will den Schalter verlassen. Ich mache ihr in Englisch klar, dass Michael in den Flieger zurück ist, um ein vergessenes Kleidungsstück zu holen. Sie möge doch bitte warten, wir brauchen den Einreisestempel! Sie reagiert mit Unverständnis, meint sie habe Feierabend. Ich bitte sie höflich, noch 5 Minuten zu warten. Gutes Timing, nach 5 Minuten kommt Michael endlich und der Stempel saust mit viel Muskelkraft auch in den Pass. Die Jacke war in Zürich geblieben.

Durch den Zoll werden wir netterweise ohne Kontrolle durchgelassen. Zahlreiche laut schreiende junge Herren wollen uns eines der vielen bereitstehenden Taxis besorgen. Wir teilen ihnen mit, dass wir schon recht kundig im Ordern von Taxis sind und das auch allein ganz gut können. 3000 CFA? Ok, das ist der normale Preis laut Reiseführer. Wir steigen in einen altersschwachen Renault ein. Das Gefährt hat massive Probleme mit den Stoßdämpfern und der Radaufhängung und, und... Aber wäre es anders gewesen, hätte mich das schon ein wenig enttäuscht. Das ist Afrika! Und da darf das so sein. ;)) Wir haben den Flughafen noch nicht verlassen – Bingo, die erste Militärkontrolle. Ein wenig Palaver, es geht weiter. Ziel ist die Deutsche Seemannsmission in Douala, mitten in der Stadt. Eine gute und recht preiswerte Unterkunft. Vorbestellung ist jedoch angebracht, da die Mission hauptsächlich zur Entspannung und Seelsorge für Seeleute gedacht ist.

Die Mission liegt sehr zentral und man erreicht sie von einer Hauptstrasse über eine schmale, 300 m lange, unbeleuchtete Piste. Früher (vor 5 Jahren) gab es hier oft Überfälle, wie wir hören. Das hat sich nach einer bleihaltigen Razzia der Polizei dann wohl gegeben. Die Seemannsmission wird von drei Uniformierten bewacht, ist hier wohl so üblich, da Douala besonders nachts laut Reisehandbuch ein „heißes Pflaster“ ist. Wir checken ein. Die Zimmer sind einfach, aber sauber und angenehm. Das Gelände der Mission ist wie eine „Burg“ angelegt (Ich habe ein Faible für dunkle Zeiten und spare schon ewig auf eine eigene Burg.) Der schöne rechteckige Innenhof mit Garten und Pool wird von je zwei Seiten mit Gebäuden und von gigantischen Hecken umsäumt. Wir ziehen uns trotz der Wahnsinnshitze lange Hosen und Hemden an, reiben uns mit Deet-„Kampfstoff“ ein (im Vietnamkrieg erprobt, bei uns für Hautkontakt nicht zugelassen). Beides ist Teil unseres Malaria-Schutzprogrammes. Wir gehen in das kleine Restaurant der Seemannsmission. Die Karte ist recht übersichtlich. Uns fallen Thüringer Sausages (Thüringer Bratwürste) auf. Das kann doch nicht wahr sein! Nichts Afrikanisches? Ok, die nehmen wir trotzdem. Wir hören, dass die Würste von Didi, einem Dresdener Fleischer, hergestellt werden, der hier in Douala hängengeblieben ist. Ein wenig erschöpft fallen wir in die Betten. Kamerun, wir sind gelandet! „Eroberung“ erfolgt morgen...



Boeing MD-11 (swissair)



Deutsche Seemannsmission Douala

## 2. Tag, Freitag, 18.01.2002 Douala

Ein Wunder ist es, dass ich beim Lärm der alten Klimaanlage überhaupt eingeschlafen bin, aber ohne dieselbe wäre es klimatisch sehr unangenehm geworden. Während des recht schmackhaften Frühstücks komme ich mit einem älteren Amerikaner ins Gespräch. Er zieht mit seinen etwa 60 Jahren seit 7 Monaten von Nord nach Süd durch den Kontinent. Momentan hat er, wie er sagt, ein „fucking problem“: Für seine gekauften Ansichtskarten gibt es nirgends Briefmarken! Na wenn es weiter nichts ist! Kamerun gefällt ihm von den besuchten afrikanischen Ländern bisher mit Abstand am Besten. Wir verlassen die ruhige Seemannsmission. Gleich nach dem Tor sieht man, was gestern noch in der Dunkelheit verborgen war: Die ungeteerte kleine Straße, einziger Zugang zur Seemannsmission, wird gesäumt von armseligen Wellblech- und Bretterbuden und der offenen Kanalisation. Diese Straße mündet in eine größere, befestigte, an deren Ecke eifrig Autos per Hand gewaschen werden. Gleich in Sichtweite ist der Boulevard de la Liberté, die „Flaniermeile“ der Stadt mit einigen besseren Hotels, Banken und Geschäften.

Douala ist DIE Wirtschaftsmetropole Kameruns und Hauptstadt der Provinz Littoral und mit 1,5 Mill. Einwohnern die mit Abstand größte Stadt des Landes. Meist ist es hier zwar nur 25 – 30 °C heiß, aber die Luftfeuchtigkeit von rund 98 % ist für einen Mitteleuropäer mehr als gewöhnungsbedürftig! Das die Stadt sehr schmutzig und heruntergekommen ist, war mir bekannt und stört mich nicht weiter. Wo kein Geld für das Notwendigste da ist, ist erst recht keines für Sauberkeit und nette Fassaden vorhanden, auch ist die Mentalität der Leute hier, diese Punkte betreffend, eine ganz andere. Aufpassen muss man bei den Abwasserkanälen, die sind zwar teilweise mit kleinen Betonplatten abgedeckt, viele sind jedoch brüchig, kaputt oder gar nicht vorhanden. Der Abwasserkanal dient meist auch als Mülltonne oder öffentliches Pissoir. In anderen afrikanischen Ländern sind sie ganz offen.

Nachdem wir gestern jeder nur 50 Euro am Flughafen getauscht hatten, steuern wir zuerst eine Bank zum weiteren Geldtausch an. Die Eco Bank, unser erstes Ziel am Boulevard de la Liberté, tauscht noch keine Euro in CFA, erst Anfang Februar. In der nächsten Bank, der Standard Chattered ist eine größere Schlange vor dem für uns relevanten Schalter. Wir fragen ein junges amerikanisches Globetrotterpaar nach den Modalitäten. Sie haben nur Travellerschecks und verweisen ziemlich verärgert auf immense Gebühren: bei 150 US Dollar etwa 20% ! Toll! Wenn das bei Euro-Bargeld genauso läuft... Am Schalter geht es nur sehr langsam vorwärts. Wir lernen dort Georges kennen, einen libanesischen Restaurant-Besitzer, der gerade ein paar Millionen CFA abgehoben hat. Er fragt, ob wir mit ihm tauschen wollen, natürlich ohne Gebühren. Wir willigen ein, haben binnen 2 Minuten das gewünschte Bargeld ohne Gebühren. Georges lädt uns ein, ihn abends in seinem Restaurant „La Cigale“ zu besuchen. Wir fragen, ob er libanesische Küche hat. Er verneint, nur französische und italienische Küche – wir lehnen höflich ab. Georges und sein Sohn geben uns noch ein paar Sicherheitstipps für Douala mit auf dem Weg. Wir sollen stets etwa 10000 CFA (15 Euro) im Brustbeutel haben, den Rest gut versteckt am Körper tragen. Diese Summe reicht bei Überfällen meist aus. Kein oder weniger Geld würde nur eine Leibesvisitation der Angreifer provozieren. Mein Geld habe ich sowieso im Gürtel und in einem HiddenPocket versteckt. Das wir nachts Taxis in Douala nehmen sollen, war uns jedoch schon bekannt. Im Reiseführer steht auch tagsüber, aber das macht keinen Spaß. Man sollte sich auch nicht zu sehr davon einschüchtern lassen, jedoch vorsichtig und mit offenen Augen durch die Stadt gehen.

Als nächstes suchen wir eine Apotheke auf, da Michael einem Bekannten ein neues chinesisches Malaria-StandBy-Mittel mitbringen soll. Cotecxin soll auf rein pflanzlicher Basis hergestellt sein und sehr schnell wirken. Leider bekommt man es bei uns noch nicht. Ich

kaufe mir auch gleich eine Packung, obwohl ich mit Malerone eine sehr gute (leider extrem teure) Prophylaxe habe. In Afrika sollen sowieso die besseren Malariamittel erhältlich sein und das zu einem Bruchteil des Preises in Europa. Wichtig ist hierbei, auf die Charge zu achten. Zudem sollte nur in offiziellen Apotheken gekauft werden, um den Erwerb einer Fälschung auszuschließen. Auf dem Weg durch die Stadt wird man als Weißer ständig angesprochen. Meistens soll man etwas kaufen oder Bettlern etwas zukommen lassen. Da wir natürlich nicht mit Geld um uns werfen können, macht jeder für sich einen Betrag aus, den er für Bedürftige pro Tag hergeben will. Wir haben diesen Betrag im Laufe der Zeit auf ca. 200-300 CFA eingepegelt. Das bisschen Geld bekommen jedoch nur für uns sichtbar Bedürftige: Körperlich oder geistig Behinderte, da es diese in der afrikanischen Gesellschaft am Schwersten haben. Kindern geben wir generell kein Geld, da diese dann oft nicht mehr zur Schule gehen, da Betteln einträglicher erscheint. Der nächste Weg führt uns in ein Internet-Office, die es am Boulevard de la Liberté und anderswo in Douala zahlreich gibt. Die Stunde kostet meist 1000 CFA, ist also recht preisgünstig. Die Verbindung ist auch akzeptabel. Wir schicken eine erste Mail nach Deutschland.

Da Douala keine wesentlichen Sehenswürdigkeiten (außer vielleicht die Kathedrale und die Palastpagode von Manga Bell) bietet, nur aus ein paar heruntergekommenen Boulevards, Industriegebieten und riesigen Slums besteht, wollen wir uns die Stadt im Schnelldurchlauf per Taxi anschauen. Nach 3 Versuchen geben wir es auf, einen englischsprachigen Fahrer zu bekommen, obwohl Douala nicht zur frankophonen Zone von Kamerun gehört. Wir lassen uns ca. 40 Minuten kreuz und quer durch die Stadt chauffieren und steigen bei der Kathedrale in der Rue Joss aus. Unmittelbar daneben ist eine Grundschule, ca. 400 Kinder haben gerade Hofpause. Ich lege einen neuen Film in meine Kamera ein. Wo ist Michael? Ich schaue mich suchend auf dem Schulhof um. In einer großen Gruppe von Kindern finde ich ihn schließlich. Er wollte eigentlich nur 3 Kinder fotografieren, die er vorher gefragt hatte. In ein paar Sekunden waren es ca. 40 Kinder, die mit auf das Foto wollten! Mir ergeht es ähnlich, ich frage ein kleines Mädchen, ob ich ein Porträtfoto machen darf. Schwups wird die kleine von ein paar größeren Jungs verdrängt. Ich hole sie wieder in die erste Reihe und mache ein Foto. Den Kindern als kleines Dankeschön (kein Geld) etwas zu geben ist aussichtslos, da dann der gesamte Schulhof auch etwas haben möchte. Also bedanken wir uns nur und „flüchten“ in die nahe Kathedrale, wo gerade ein kleiner Gottesdienst stattfindet. Von einer Bankreihe nebenan kommt ein junger Mann auf uns zu, begrüßt uns höflich in Englisch mit Handschlag und entfernt sich wieder.

Aus der Kirche kommend überqueren wir die Straße, um auf den gegenüberliegenden alten Friedhof zu gelangen. Wir suchen nach alten deutschen Gräbern aus der Kolonialzeit. Ein paar Gräber finden wir tatsächlich, einige Inschriften sind auch noch lesbar. Wie zu erwarten, sind diese Menschen meist jung gestorben (Krankheiten, Aufstände etc.). Die Küste mit ihren Mangrovensümpfen und dem feuchtheißen Klima nannten die Einheimischen nicht umsonst „White man's grave“. Die neueren Gräber sind meist komplett gefliest und mit einem Bildnis des Verstorbenen versehen. Ganz hinten rechts, wo in einer kleinen Senke die Slums anfangen und der Friedhof überwuchert ist, haben wir noch ein schönes metallenes Grabdenkmal eines deutschen Adligen gefunden. Vor dem Friedhof werden wir von einem jungen Mann angesprochen. Er sei politischer Flüchtling aus Sierra Leone, hat hier keine Freunde, keine Familie und bittet um Unterstützung. Moment mal! Das war doch derselbe Mensch, der uns zuvor in der Kirche per Handschlag begrüßt hat. Das sieht ganz nach einer Routinegeschichte aus, wir lehnen ab.

Wir fahren in die Seemannsmission zurück und gehen im kleinen Pool schwimmen, wer weiß, wann wir wieder mal dazu kommen in den nächsten 3 Wochen. ;)) Nachmittags ziehen wir wieder zu Fuß durch die Stadt. Schließlich braucht der „weiße Mann“ Mineralwasser zum Zähneputzen, da man über Herkunft und Zusammensetzung des Leitungswassers nicht allzu viel weiß. ;)) Nach einigem Suchen finden wir einen kleinen Lebensmittelladen. Auf dem Rückweg kommen wir an einem schwerbewachten Laden (4 Uniformierte, 2 davon mit Maschinenpistolen) vorbei. Es ist ein Konditorladen mit wirklich schönem Backwerk und ein paar anderen Lebensmitteln. Wer mag hier wohl ungebeten naschen? Bewacht wird in Douala eigentlich fast alles. Die Banken sowieso, aber auch oft für uns einfache Läden wie eben dieser große Bäckerladen. Vermutlich gibt es allein in Douala eine ganze Armee von Wachleuten, oft sind es tatsächlich auch Soldaten, die vor den Geschäften sitzen.

In der Mission bezahlen wir das Zimmer. Wir hatten zuvor per Mail das Zimmer von Deutschland aus reserviert und angefragt, ob wir unsere Winterjacken für die 3 Wochen in der Mission deponieren können. Als Gegenleistung haben wir eine Tüte voll mit aktuellen Zeitungen (vom Flughafen und zuhause) mitgebracht. Beides und unsere Flugtickets übergeben wir Katharina, einer freundlichen farbigen Angestellten, die sehr gut Deutsch spricht. Sie ist auch so nett, die Formalitäten für den Rückflug (Bestätigung) bei der swissair für uns zu erledigen. Für den letzten Tag vor dem Abflug reservieren wir ein Zimmer. Wir unterhalten uns noch mit Herrn Posselt. Er leitet mit seiner Frau seit einem Jahr die Mission. Vorher war er fünf Jahre in der Deutschen Seemannsmission in Indonesien beschäftigt. Seit 1968 ist er weltweit für dieselbe tätig. Wer mehr über die Arbeit der Seemannsmission erfahren will, der möge hier klicken. Abends leisten wir uns noch Brochettes und Cola. Für 20 Minuten treten ein paar Trommler auf, kassieren Geld und verschwinden wieder. Wir gehen auf unser Zimmer, morgen wollen wir nach Yaoundé, der Hauptstadt des Landes.



Boulevard de la Liberté



Besuch einer Schule in Douala



Der alte Friedhof von Douala



Die „Slums“ hinter dem Friedhof

### 3. Tag, Samstag, 19.01.2002 Douala - Yaoundé

Nach dem Frühstück lassen wir uns mit dem Taxi zum Linienbus nach Yaoundé bringen. Beim Busfahren in Kamerun muss man bei den größeren Gesellschaften stets den Reisepass vorlegen, wenn man ein Ticket kaufen will. Das Gepäck wird ebenfalls mit einem Aufkleber versehen und man bekommt dieses auch nur mit dem entsprechenden Abschnitt am Zielort wieder. Bei Buschtaxis wird dieser Aufwand natürlich nicht betrieben, dafür (u.a.) sind diese auch billiger. Der Bus verlässt pünktlich 09:30 Uhr das bewachte Gelände des Busbahnhofs. Es dauert mindestens 20 Minuten, bis wir aus Douala mit seinen kilometerlangen Vororten/Slums heraus sind. Die Armut der Vororte ist schockierend. Hier versucht jeder aus den ländlichen Gebieten und aus dem wirtschaftlich unterentwickelten Norden Fuß zu fassen, sein „Glück“ zu machen. Doch es schaffen sicher nur sehr wenige hier wieder heraus zu kommen. Der Weg heraus heißt Bildung oder Kriminalität. Wer das Geld für eine gute Ausbildung aufbringen kann, einen Abschluss macht und einen Job bekommt, hat in der Regel zwei Chancen: Entweder arrangiert er sich mit dem korrupten System, macht Karriere oder er verlässt das Land. Natürlich gibt es auch genügend mutige Menschen, die bleiben und etwas verändern wollen. Aber es ist allgemein in vielen afrikanischen Staaten ein Missstand, dass die Leute, die etwas verändern könnten, mundtot gemacht werden (siehe ai-Bericht Kamerun) oder eben auswandern.

Den Straßenrand säumen einige Autowracks, die hier wohl schon ein paar Jahre herumliegen. Michael meint, dass es hier noch relativ wenig Autoschrott an den Straßen gibt, in anderen afrikanischen Ländern, die er bereist hat, lag da weitaus mehr herum. Nach ca. einer Stunde sehen wir eine frisch durchbrochene Leitplanke, der halbe Bus steht auf, es ist aber nichts zu sehen. Wenn da was war, muss es weit die Böschung in den angrenzenden Regenwald hinuntergerollt sein. So was motiviert, macht Mut. ;)) Der Bus muss manchmal anhalten, meist an Mautstellen oder Polizeikontrollen, kann jedoch oft sehr schnell weiterfahren. Hält er dennoch ein wenig länger, nutzen das die zahlreich bereitstehenden Händler, um den Fahrgästen Früchte, Brochettes, Nüsse, Getränke etc. anzubieten. Vom meist sehr geringen Erlös müssen sie leben und die Konkurrenz ist sehr zahlreich.

Nach genau 3 Stunden Fahrzeit erreichen wir Yaoundé, die Hauptstadt von Kamerun. Die Haltestelle der Busgesellschaft liegt etwas außerhalb. Wieder wird versucht, uns Taxis zu vermitteln, wir lehnen jedoch lächelnd ab und halten selber ein solches Gefährt an. Wir haben uns aus den wenigen Hotelempfehlungen im Reisehandbuch eine preiswerte und zentral gelegene Unterkunft ausgesucht – das „L'Unité“ oben auf einem Hügel in der Nähe des von den Chinesen erbauten Kongresspalastes. Der Fahrer fährt uns in das „El Pananden“. Wir fragen ihn, ob wir hier denn wirklich richtig sind. Natürlich kann er nur französisch und wir nicht! Einer bleibt im Auto beim Gepäck, der andere fragt im Hotel nach. Es hat offenbar ein Namenswechsel stattgefunden, das Reisehandbuch ist an dieser Stelle nicht aktuell. Wir wollen am nächsten Tag mit der Transcamerounais-Eisenbahn in den Norden aufbrechen. Unser Ziel heute ist, den Bahnhof zu finden und eventuell schon Tickets für morgen zu beschaffen, da der Zug als einziges öffentliches Verkehrsmittel in den Norden meist überfüllt ist. Mit dem Zug benötigt man für die 660 km lange Strecke von Yaoundé bis Ngaoundéré laut Fahrplan 16 Stunden. Das ist aber immer noch schneller als mit dem Buschtaxi, da würden wir etwa 2-3 Tage brauchen, zumal es keine Teerstraße direkt in den Norden gibt. Man müsste einen Umweg über den Westen machen oder die staubigen und oft schlechten Pisten benutzen. Aber Eisenbahn in Afrika fahren soll ja spannend sein! Auf dem Weg zum Bahnhof kommen wir an einer Tankstelle vorbei. Der Tankwart, ein junger Mann, redet uns in Deutsch an, nachdem er unsere Herkunft gecheckt hat. Wir sind angenehm überrascht und er freut sich, sein in der Secondary School erlerntes Deutsch endlich einmal anwenden zu

können. Wir trinken bei ihm eine Cola. Wir unterhalten uns ein wenig mit dem Tankwart in Deutsch und Englisch und ziehen weiter. Am Bahnhof erfahren wir von einem netten Menschen die Preise und wie es in 1. und 2. Klasse so zugeht. Ich möchte unbedingt einen Schlafwagen, da ich mir nicht vorstellen kann, dass meine Gliedmaßen 16 Stunden zusammengepfercht in der 2. Klasse überleben werden. Michael gefällt das gar nicht, da er den Kontakt zur einheimischen Bevölkerung vorzieht. Ich kann ihn trotzdem überzeugen. Während die 2. Klasse unten in der Halle abgefertigt wird, können die Passagiere der 1. Klasse im Obergeschoss des Gebäudes auf bequemen Sitzen warten, bis sie an den Schalter vorgelassen werden. Leider sind die zwei Schlafwagen ausgebucht. Schade. Kaufen können wir die Tickets sowieso erst morgen. Wir ziehen unverrichteter Dinge wieder ab.

Auf dem Rückweg besuchen wir einen der zahlreichen Märkte. Dies ist mein erster schwarzafrikanischer Markt. Ich bin erst mal überwältigt von den vielen Menschen, den Gerüchen, Farben, der Vielfalt, dem Schmutz, den Geräuschen, den vielen Sprachen. Und was hier alles verkauft wird! Hunderte von Kleinstunternehmern versuchen oft nur wenige Produkte an den Kunden zu bringen. Der Lebensmittelmarkt ist noch einmal umzäunt, die Straße davor säumen unzählige Händler. Man muss so etwas wirklich mal mit den eigenen Sinnesorganen erlebt haben! Das bringt kein noch so guter Dokumentarfilm rüber. Auf dem Gemüsemarkt werde ich mit „Bon jour Monsieur Le Blanc!“ begrüßt. Natürlich soll ich den ganzen Markt leerkaufen. Weitere Anreden auf diesem Markt: Gentlemen (in unseren Klamotten – witzig), Le Patron (schmeichelhaft), Big Man (die meinen mich, nicht Michael ;) und Le Blanc (ein wenig unhöflich).

Auf dem Weg zum Hotel sondern wir schnell noch eine Mail in einem Internet-Office nach Deutschland ab. Neben unserem Hotel gibt es weit und breit nur ein Restaurant. Es heißt „Le Terrasse“ und bietet italienische Küche, ist aber fast so teuer wie in Deutschland. Scheint jedoch eine gute Adresse hier zu sein. Die Jazz-Liveband, die hier abends spielt, ist echt gut. Wir beobachten einige ältere feiste Franzosen, die mit hübschen jungen Afrikanerinnen am Tisch sitzen. Tja, das Geld... Aber auch gemischte junge Paare sieht man ab und an das Restaurant betreten. Hier würde ich mal unterstellen, dass dies was mit gegenseitiger Zuneigung zu tun hat, ohne jetzt jedem älteren Herren Unrecht tun zu wollen. ;)) Nach dem Verlassen des Restaurants bittet ein etwa zehnjähriges Mädchen mich um Geld an. Ich gebe getreu unseres Grundsatzes Kindern kein Geld, sondern lieber 3 frische Maispfannkuchen, die ich mir nachmittags am Straßenrand gekauft hatte.



Autowrack am Straßenrand



Der Bahnhof von Yaoundé

#### *4. Tag, Sonntag, 20.01.2002 Yaoundé – Transcamerounais Eisenbahn - Ngaoundéré*

Nach dem Aufstehen geben wir das Gepäck in der Rezeption ab. Das Gartenrestaurant nebenan hat nicht geöffnet. Wir gehen ins Stadtzentrum. In einer Seitenstraße finden wir das Royal Hotel. Hier nehmen wir unser Frühstück ein, danach steuern wir erneut den Bahnhof von Yaoundé an, zu Fuß, etwa 3 Kilometer – Hügel hinunter, herauf, hinunter. Yaoundé ist über mehrere Hügel und Senken verteilt, das Klima ist jedoch angenehmer als im feuchtheißen Douala. Auf den Anhöhen liegen die Villenviertel, Behörden, Botschaften und Banken, die man natürlich nicht fotografieren darf. Das „wichtigste“ Gebäude ist der Präsidentenpalast, der auf einem Hügel am Rande der Stadt thront, ein futuristischer Protzbau, umgeben von Militärcasernen. In den Tälern und an den Hängen kleben entlang von staubigen Lehmstraßen die Wellblechhütten der Armen, ohne Kanalisation und Wasserleitung. Menschen aus ganz Kamerun werden magisch von dieser Stadt angezogen. Sei es, um einen Job zu bekommen oder den vermeintlich schnellen CFA zu machen. Die Kontraste zwischen arm und reich sind hier sehr extrem.

Gegen 9 Uhr sollte der Schalter öffnen. Wir sind etwa 9:15 Uhr da und der Warteraum vor dem Schalter ist bereits voll. Ein Angestellter weist uns das Ende einer der drei Sitzreihen zu. Alle Sitzenden rücken im ZickZack der Reihen auf, wenn eine Person am Schalter Fahrscheine gekauft hat. Diese Art von Ordnung würde eher nach Deutschland passen, ungewöhnlich für Afrika. Ich setze mich also hin, um alle 2 Minuten wieder aufzustehen und einen Sitz weiterzurücken. Zeit für Tagebuch schreiben und die anderen Wartenden zu mustern. Meist sind es Männer, Moslems aus dem Norden, sie haben lange BouBous an, aber auch Frauen mit kleinen Kindern sehe ich und Herren in feinen Anzügen. Unten im Schalteraum der 2. Klasse geht es weniger geordnet zu. Wären es nur 5-6 Stunden Fahrt, wäre ich ja gern in der 2.Klasse mitgefahren, aber ich muss an meinen leicht lädierten Rücken denken und will unseren Trip nicht mit einem Hexenschuss oder Ähnlichem gefährden. Michael sieht das ein und wir bekommen tatsächlich noch eines der 2er-Schlafwagenabteile, die gestern ausverkauft waren. Es gibt auch die Möglichkeit, in einem 4er-Abteil zu reisen. Die 1. Klasse bietet mehr Beinfreiheit und einen Klapptisch (wie im Flieger). In der 2. Klasse ist es eng wie in einem Busctaxi, da dort neben dem Gepäck noch diverse Einkäufe und Handelswaren der Fahrgäste mit müssen.

Wir wollen noch einmal in das Zentrum von Yaoundé und fahren mit dem Taxi dorthin. Ich telefoniere kurz nachhause, ein Angestellter in einer der zahlreichen „Telephon-Boutiquen“ ist nicht in der Lage, mir den CFA-Preis pro Minute zu nennen. Normalerweise liegt der bei einem Gespräch nach Deutschland bei 2500 CFA/Minute. Hier lag er wohl etwas höher, ich habe fast 10 Euro für 4 Minuten bezahlt! Ok, werde ich nicht wieder machen. Email ist das bessere Medium, aber eben nur in größeren Städten verfügbar. Im Herz der Stadt, in der Nähe der Kathedrale Notre Dame (klingt alt, ist aber ein moderner Neubau) schauen wir uns noch ein wenig um. Hier gibt es sogar einen größeren Supermarkt und einige Geschäfte. Wir laufen über eine bisher noch nicht zu Fuß erforschte Straße wieder einen Hügel aufwärts. Hier passiert mir ein kleines Malheur. Ich fotografiere die Straße. Rechts stehen ein paar einzelne Händlerbuden, vor denen sich etwa 10 junge Männer aufhalten. Plötzlich kommen einige davon lautstark und mit drohenden Gesichtern auf mich zu. Ich habe die Wahl zwischen Film abgeben, Geld bezahlen oder Prügel. Ich gehe langsam an ihnen vorbei, beachte sie nicht. Ich dachte, Michael ist direkt hinter mir, als ich mich aber umdrehe, steht er bei den Jungs herum, diskutiert. Schließlich fotografiert er noch zwei von denen! Er sagt mir, dass er meinen „Fehler“ wieder gerade gebogen hat. Und dabei wollte ich lediglich eine Straße fotografieren, alle Personen waren mindestens 20-30 Meter entfernt. Ich hatte nie vor, direkt auf eine Person draufzuhalten, ohne diese um Einverständnis zu fragen.

Diesen Fehler macht wahrscheinlich jeder einmal hier in Afrika. Wir laufen den Hügel hoch, an zahlreichen Straßenmärkten vorbei und kommen über einen Umweg wieder in die Nähe unseres Hotels. Da der Zug erst nachmittags fährt, laufen wir noch ein wenig im Schatten der Bäume in Richtung des von den Chinesen erbauten Kulturpalastes. Das war eine gute Entscheidung! Hinter dem Kulturpalast, auf einem großen Platz, sehen wir Hunderte von Leuten in traditionellen Gewändern. Vielen Frauen haben die gleichen Kleider an, die Männer meist lange Boubous und einige gute Business-Anzüge. Was ist denn hier los? Mit Tourismus kann es ja wohl nichts zu tun haben, denn der ist in Kamerun fast nicht existent.

Wir sind erst mal überwältigt von der Farbenpracht dieser festlich angezogenen Menschen und den Gesängen und Tänzen, die an verschiedenen Stellen aufgeführt werden. Der Kongresspalast selbst wird nicht genutzt. Wir lernen Francis kennen, einen Fotografen aus Yaoundé. Er erzählt uns, dass hier der Empfang eines Königs der Bamileke aus Bansa stattfindet. Dieser besucht einmal im Jahr die Leute seines Stammes, die in der Hauptstadt und Umgebung leben. Dies hier ist also der festliche Empfang für ihn. Und was für einer! Wahnsinn! Weit und breit nur Bamileke-Leute und wir wieder die einzigen zwei Weißen around here! Die Menschen hier sind alle meist nett und freundlich, wir werden in unseren Bermuda-Shorts toleriert, können uns frei bewegen. Wir fragen ein paar Tänzer, ob wir ein Foto schießen können. Die willigen freudig ein, ohne irgendwelche Forderungen zu stellen. Ich frage Francis, ob ich auch von größeren Menschengruppen ein Foto machen kann. Er meint, dass dies kein Problem sei. Eine tolle Atmosphäre. Das lässt hoffen auf die kleineren Städte im Norden und die Sultanate im Westen. Die Leute in den zwei Großstädten sind bisher nicht sonderlich freundlich gewesen und in's Gespräch sind wir bislang auch noch nicht so recht gekommen.

Da es sehr heiß ist, suchen wir nach kalten Getränken. In einer abseits stehenden kleinen Halle werden die Leute gepflegt. Wir gehen vorbei an Sicherheitsbeamten und werden in der kleinen Halle ein wenig gemustert, kämpfen uns an die Bar durch. Ich frage, ob wir 2 Cola bekommen können. Ein Security-Mensch besorgt uns diese. Mein Geld soll ich stecken lassen, sagt er lächelnd, das bezahlt der König. Wow! Meine erstes spendiertes Getränk in Afrika! Sonst wollten die Leute bisher nur etwas von mir. Man muss sich das mal anders herum vorstellen: 2 Schwarze in einfachen Klamotten besuchen in Deutschland einen Staatsempfang und die Security-Popeye's (meist muskelbepackte Dumpfbacken) besorgen denen etwas zu trinken! Kaum vorstellbar. Nach der Erfrischung treffe ich einen der Tänzer, die ich vorhin fotografiert habe, wieder. Grinsend meint er, wahrscheinlich mehr im Scherz, dass ich ihm doch eigentlich eine Schachtel Zigaretten von einem herumziehenden Händler nebenan kaufen könnte. Da ich ihn freundlich und witzig finde, mach ich das doch glatt! Damit er die Zigaretten auch anständig anzünden kann, will ich ihm noch eines meiner Feuerzeuge schenken, die ich u.a. als kleines Gastgeschenk mitgebracht habe. Ich kann es im vollgestopften Daypack nicht finden. Michael gibt sein Ersatzfeuerzeug her. Man, freut sich der Bamileke-Mensch! Er bedankt sich in einem Redeschwall mehr als 20 Mal, zeigt die beiden Sachen den Umstehenden grinsend und zündet sich eine der Zigaretten an. Neben an tanzen im Bastrock ein paar Bafa (Stamm aus dem Nordwesten) zur Unterhaltung der Umstehenden. Ich frage Francis, ob ein Foto ok wäre und knipse es. Nach einiger Zeit kommt eine ältere korpulente Frau auf mich zu und sagt freundlich einige Sätze in ihrer Stammsprache. Francis übersetzt ins Englische: Sie meint, dass ich den Tänzern etwas geben soll, wenn ich schon zuschauen und fotografieren. Na das mach ich doch gern, zumal es freundlich vorgetragen wurde und völlig ok ist. Ich lege einen 500er in die Bastschale. Die Tänzer bedanken sich.

Mehrere Würdenträger gehen mittlerweile durch das von den Frauen in gleicher Tracht gebildete Spalier entlang und werden klatschend empfangen. Ich frage Francis jedes Mal, ob das der König ist und er verneint. Schließlich gegen 14 Uhr kommt eine offene Kutsche (Fiaker-ähnlich) mit einem Pferd. Das ist er! Die Frauen fangen an zu singen, es wird geklatscht. Im Wagen sitzen 3 ältere Herren in prächtig bestickten Gewändern: Ein Albino, ein Schwarzer und ein Weißer. Francis sagt, der Albino sei ein Dorf-Chief und der Schwarze sei der König. Wer der alte weiße Herr ist, habe ich nicht herausbekommen. Vielleicht der Bischof von Yaoundé? Albinos sieht man in Kamerun öfters. Sie haben die Gesichtsform eines Afrikaners, sind aber käseweiß wie ich und meist mit blonden Haaren. Eine Laune der Natur. Je nach Land und Volk werden dies Albinos als etwas Besonderes oder Krankes angesehen. Hier hat es einer sogar bis zum Chief gebracht.

In der Festhalle besorgt uns der freundliche Security-Mensch noch Orangensäfte. Dann gehen wir zusammen mit Francis über den menschenleeren großen Platz vor dem Kongress-Center in Richtung unseres Hotels. Francis erklärt uns noch ein Denkmal, dass in einem kleinen als Garten angelegten Kreisverkehr steht. Auf 4 Seiten des Denkmals werden die wichtigsten Völker Kameruns in einem Relief dargestellt. Er sagt, dass er und andere Fotografen hier immer sitzen und jeder in der Stadt, der einen Fotograf braucht, komme meist hierher. Wir schauen uns um und sehen auf der kleinen Wiese tatsächlich ein paar junge Männer mit Fotoapparaten herumliegen. Wir laden Francis noch auf eine Cola ins „Le Terrasse“ ein. Wir unterhalten uns über Kamerun und Deutschland und tauschen eMail-Adressen aus.

Gegen 16 Uhr holen wir unsere Rucksäcke aus dem Hotel und marschieren die ca. 3 Kilometer zum Bahnhof mit vollem Marschgepäck bei beträchtlicher Hitze. Es hupen zwar ständig Taxis, aber ich will einmal testen, wie das so ist. Besonders fit bin ich ja nicht, aber die paar Kilometer sind ok, machen mir nichts aus, Michael sowieso nicht. Unterwegs decken wir uns mit Mineralwasser und Fruchtsäften bei der Tankstelle von heute morgen ein. Der junge Tankwart ist immer noch da, sein Deutsch ist irgendwie niedlich. Gegen 17 Uhr checken wir in unser Schlafwagenabteil (Wagon 572, Chambre B) ein. Es ist natürlich ein wenig heruntergekommen, aber sauber und hat ein eigenes kleines Waschbecken. Der Ventilator geht leider nicht, die kleineren Lampen auch nicht. Aber da es nachts kühl ist, stört uns das nicht weiter und Taschenlampen haben wir auch. In den Abteilen links und rechts unserer Kabine lassen sich einige Moslems mit schönen weißen Boubous und Schwertern nieder. Pünktlich 18:10 Uhr fährt der Zug los. Wieder geht es an kilometerlangen Slums vorbei. Die Sicht aus dem Zug gewährt Einblick in das innere der Wellblechhütten, Bretterbuden. Bedrückende Armut, viele Kinder stehen an den Schienen und winken, lachen. Ich sehe eine Bretterbude, in der viele Menschen auf Kisten sitzen vor dem wahrscheinlich einzigen Fernseher weit und breit. Kino in Afrika. Ein kleiner Junge steht abseits allein und statt wie die anderen Kindern scherzend und schreiend zu winken (Der Personenzug scheint die Abwechslung des Tages hier zu sein. ), steckt er plötzlich die kleine Zunge heraus. Damit hat er sofort meine ganze Sympathie, da ich in seiner Situation dasselbe gemacht hätte.

Gegen 18:30 Uhr klopft es an der Tür, eine junge hübsche Dame fragt, ob wir das Abendessen auf die Kabine haben oder im Speisewagen essen wollen. Wir bestellen Curry-Chicken mit Reis und Ananas. Nebenan unterhalten sich die Moslems lautstark, ein Radio wird angemacht, Stimmen in fremden Sprachen auf dem Gang, es ist eine interessante Atmosphäre, so ganz anders als im aseptisch reinen HighTech-ICE. ;) Nach einer Stunde stoppen wir das erste Mal, es ist schon dunkel. Wir warten offenbar auf einen Gegenzug. Und dann kommt er – mit Hunderten von Schafen und Zeburindern beladen! Auf den nach oben offenen Viehwagons sitzen Hirten mit Taschenlampen. Sieht schon ein wenig abenteuerlich aus, zumal der Zug ziemlich schnell an uns vorbeifährt. Die Transcamerounais Eisenbahn ist die

einzigste Transportmöglichkeit von Waren aus und in den Norden, der Personenzug fährt nur einmal am Tag. Gegen 19 Uhr kommt das Essen auf großen Tablett, ist reichlich und schmeckt lecker. 2000 CFA dafür sind voll in Ordnung. Dann hält der Zug das erste Mal auf einem kleinen Bahnhof. Draußen im Schein der Taschenlampen werden über offenem Feuer Mahlzeiten für die Passagiere gekocht, lautstark Getränke, Früchte, Brot und vieles mehr vor den Fenstern der Wagons angeboten. Nach dem Essen unternehme ich eine Exkursion durch den Zug. In der 2. Klasse ist es wie befürchtet sehr eng, die 1. Klasse hat zwar mehr Platz, aber so richtig einschlafen können die Leute da auch nicht, zumal der Wagon durch mehrere Neonröhren hell erleuchtet ist. Die Übergänge zwischen den Wagons sind seitlich offen und nicht stolperfrei, man sollte da schon ein wenig aufpassen. Ein solcher Übergang war überhaupt nicht beleuchtet und danach kam unmittelbar ein Güterwagon mit Presspappe. Hätte ich meine Stirnlampe nicht aufgehakt, wäre ich auf die Schienen gefallen. Gegen 22 Uhr versuchen wir zu schlafen. Angeblich soll man die Fenster zulassen, da nachts eingestiegen wird, aber was soll's, das Fenster geht ohnehin nur zur Hälfte auf und ein wenig Frischluft muss sein, da es sonst zu stickig wird. Draußen sind immer wieder Stimmen zu hören, wenn der Zug hält. Je nördlicher wir kommen, desto schlechter scheint die Strecke zu werden. Der Zug hat einige vom Schienenzustand verursachte Turbulenzen, wird kräftig durchgerüttelt, die Halteseile oben an meinem Bett sind also nicht umsonst. Irgendwie gelingt es doch einzuschlafen....



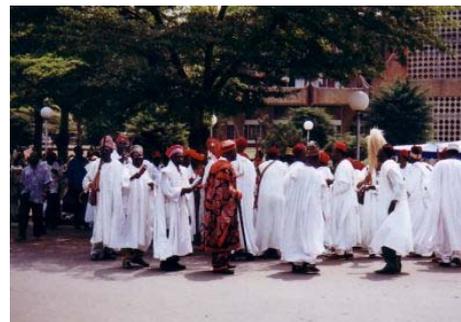
Strassenszene in Yaoundé



Mein „gefährliches“ Foto



Bamileke - Frauen



Bamileke - Tänzer



Bafa -Tänzer (Bamileke-Fest)



Kathedrale Notre Dame - Douala

### 5. Tag, Montag, 21.01.2002 Transcamerounais Eisenbahn - Ngaoundéré

Es ist 6:30 Uhr und schon taghell, wir stehen auf. Draußen Dschungel. Wir bestellen Frühstück. Für den moslemischen Norden ziehen wir die langen Hosen an, die Bermudas verschwinden im Rucksack. Wie weit ist es noch bis Ngaoundéré ? Wo sind wir eigentlich? Hat der Zug Verspätung? So recht ist das nicht herauszubekommen. Vor dem Fenster ziehen kleine Dörfer mit traditionellen Lehmrundhütten und strohgedeckten Dächern vorüber. Die Sonne scheint kräftig in das Abteil, draußen ist es noch angenehm kühl. Das Frühstück ist ok und genau wie das Abendessen empfehlenswert. Angeblich soll es laut Reisehandbuch hier im Zug nur Affe zu essen geben. So ein Unsinn.

Gegen 11 Uhr kommen wir in Ngaoundéré an. Der Zug hatte also nur eine Stunde Verspätung! Auf dem Bahnhof gehen wir gezielt und forsch an den üblichen Gepäckträgern und Taxivermittlern vorbei zu einem leerstehenden Taxi. Der Preis stimmt, wir lassen uns ins „Le Relais“ fahren, welches unter den preiswerten Unterkünften im Reisehandbuch zu finden war. Hoffentlich stimmt hier der Name noch. Er stimmt! Der Preis natürlich nicht mehr, aber er ist ok. Das Zimmer ist wie oft in dieser Preislage heruntergekommen, aber sauber. Man erreicht es über zwei lange dunkle und hohe Gänge. Vor dem Hotel eine staubige Lehmstrasse und Müllberge am Straßenrand, die abgebrannt werden. Kinder suchen dazwischen nach Verwertbarem. Wir verlassen gleich wieder das Hotel, wollen uns die Stadt und den Lamido-Palast anschauen, da es morgen weiter in den Norden nach Maroua gehen soll. Was mir hier sofort auffällt: Man wird nicht ständig angesprochen von Verkäufern, Ladenbesitzern. Die Leute sind freundlicher, offener. Ngaoundéré ist die Hauptstadt der Provinz Adamaoua und gleichzeitig größter Ort des Departments Vina. Da die Stadt am Rande des Adamaoua-Plateaus (1200 m über NN) liegt, herrscht ein angenehmes Klima. Hier endet die Transcamerounais Eisenbahn. Aber es gibt wieder Teerstraßen, die bis in den Norden führen. Die Stadt ist vom Islam geprägt. Die ursprünglich hier lebenden Mboum wurden 1835 durch das kriegerische islamische Reitervolk der Fulbe besiegt. Diese gründeten hier ein Lamidat, im Westen Kameruns heißt es Sultanat. Dem Lamido-Palast gegenüber steht eine große Moschee. In der Umgebung der Stadt entschied sich übrigens das Ende der deutschen Kolonie Kamerun. Franzosen und Engländer marschierten nach Ende des 1. Weltkrieges hier ein. Ansonsten macht die Stadt einen sehr ländlichen Eindruck, kaum zweistöckige Gebäude, nur die Hauptstraßen sind geteert, alle anderen Straßen sind rote Lehmipisten. Nur gut, dass wir keine Regenzeit haben.

Wir wollen uns zunächst bei Cameroun Airlines über einen möglichen Rückflug nach Yaoundé informieren, um so Zeit sparen zu können. Leider macht man dort gerade Mittagspause, wir sollen später wieder kommen. Der nächste Weg führt uns zum Lamido-Palast. Im Reiseführer steht, dass der Eintritt 2000 CFA pro Person inkl. Führung kostet. Aber das stimmt so nicht Jetzt will man 2500 CFA pro Person, 1000 CFA für Fotos und 1000 CFA für den Führer. Eine heftige Preissteigerung! Handeln ist hier zwecklos. Obwohl wir etwas anderes vereinbart haben, kann der Führer nur französisch. Wir warten etwa 10 Minuten in einem dunklen Eingangportal. Dort liegen einige Männer auf Teppichen herum, andere durchqueren die kleine Halle. Unser Guide kann uns nicht erklären, was diese Wartezeit soll – wir verstehen ihn nicht. Anschließend zeigt er uns ein paar grasbedeckte Hütten, ein paar einfache Malereien an der Wand, ein klappriges Pferd, eine alte verrußte Hütte mit Schlafplätzen. Vom eigentlichen Palast nichts zu sehen. Ein finster dreinschauender Mann in rotem Gewand zeigt uns mit einem Speer pantomimisch eine Minute lang irgendwelche Jagd- oder Kampfszenen und will dafür Geld haben. Wir lehnen ab. 7000 CFA für 3-4 Hütten sind mehr als genug. Ein wenig verstimmt verlassen wir den „Palast“, der Besuch hat nicht viel gebracht, u.a. auch wegen der fehlenden Französischkenntnisse. Wir gehen zurück in das

kleine Hotel, um eine Cola zu trinken. Wir sind die einzigen Gäste. Die Plastikstühle werden zuvor noch ein wenig vom roten Lehmstaub befreit, der hier überall präsent ist. Am Nachmittag gehen wir dann noch einmal in die Stadt. Wir suchen die Altstadt, die sich in der Nähe des Lamido-Palastes befindet. Hier soll es noch traditionelle Sarés geben, Gehöfte mit mehreren Rundhütten und kegelförmigen Strohdächern. Diese sind aber von hohen Lehmmauern umgeben, so dass ein Einblick selten möglich ist. Dazwischen natürlich ärmliche Wellblechhütten und schmutzige Straßen. Beim Gang durch diese Armenviertel treffen wir ein paar Jugendliche, die uns irgendwas zurufen. Wir gehen zu ihnen herüber. Einige können ein wenig Englisch. Sie wollen wissen, wo wir herkommen. Deutschland finden sie gut, weil Kameruns Nationaltrainer ein Deutscher ist. Selbstverständlich hat jeder von ihnen einen Bruder, Cousin oder sonstigen Verwandten, der in Deutschland Fußball spielt, bei „Dordmund“ oder „Schalk 04“. ;) Ich kenne mich da nicht so aus, habe mich noch nie für Fußball interessiert. Wir zeigen ein paar Ansichtskarten von zuhause, Michaels Schneelandschaften kommen wieder gut an. Ich verschenke zwei von meinen Postkarten.

Ein Internet-Office lässt sich hier nicht finden, nur ein paar Schreibstuben mit Computern, auf denen auch schon roter Lehmstaub liegt, der hier überall hinzieht. Wie es scheint, sind wir wieder mal die einzigen Weißen in der Stadt. 17 Uhr schauen wir noch einmal bei Air Cameroun vorbei. Es fliegt jeden Tag eine Boing 737 von Maroua nach Yaoundé. 81500 CFA, das ist das Doppelte von dem, was im Reisehandbuch steht! Aber die 2-3 Tage Zeitersparnis für die Rückreise in den Süden bzw. Westen locken schon. Wir überlegen uns den Rückflug noch einmal. Gegen 18 Uhr kehren wir in das Hotel zurück. Das Restaurant ist ein turnhallenartiger Saal. Es folgt eine lustige Bestellung mit Französisch-Wörterbuch. Wie es scheint, gehört das Hotel zwei jungen Männern, die Brüder sind. Michael hat es mit Extremschnupfen erwischt. Wir unterhalten uns noch ein wenig mit den Besitzern, die ein wenig Englisch können und gehen dann zu Bett. Wir wollen morgen früh zeitig in das 500 km nördlich liegende Maroua aufbrechen.



Unterwegs mit der Transcamerounais Eisenbahn



Hotel Le Relais in Ngaoundéré



Eingang zum Lamido Palast in Ngaoundéré



Grimmiger „Palast“bewohner

## 6. Tag, Dienstag, 22.01.2002 Ngaoundéré - Garoua - Maroua

4:15 Uhr weckt mich der Muezzin und hält mich eine Stunde lang mit seiner Gebets-Memo wach. 6:30 Uhr stehen wir auf. Wir verabschieden uns nach dem Frühstück und laufen vorbei an den qualmenden Müllhaufen zur Hauptstraße hoch. Nach einigem Warten kommt ein Taxi. Wir wollen zu Wouri Voyage, laut Reisehandbuch ein Busunternehmen, das die Strecke nach Garoua/Maroua fährt. Der Fahrer kennt es nicht, fährt uns aber trotzdem in die Richtung, wo der Busbahnhof liegen soll. Das Unternehmen heißt Woila Voyages und wir sind richtig. Das Unternehmen gehört einem Libanesen, die Busse machen einen soliden Eindruck. Mein tägliches Spenden-Limit für Bettler erreiche ich hier bereits. Nach einer Stunde Wartezeit fährt der Kleinbus (ca. 20 Sitzplätze) los. Unterwegs steigen ab und an Leute zu oder aus, Sitzplätze sind ausreichend vorhanden. An einer Haltestelle wird eine Frau um die 40 von ihrem Dorf verabschiedet. Hat Sie einen Job in der Stadt bekommen? Oder besucht sie nur Verwandte? Ganz vorn sitzt eine dicke junge Frau, so eine Art Mama Afrika. Sie braucht fast zwei Sitze, unterhält sich mit ihrem Nachbarn und lacht und lacht ... Nach einer Stunde die erste Polizeikontrolle, der Bus verlangsamt die Fahrt, wird durchgewunken. Bei Stops bieten die Händler die üblichen Lebensmittel und Getränke an. Wir fahren vorbei an unzähligen kleinen Dörfern mit den typischen strohbedeckten Rundhütten aus Lehm und einem Dorfbrunnen. Ziegen und Zeburinder weiden am Dorfrand. Zwischendurch steigt ein altes Paar mit Wasserkanne und Basttaschen ein. Alle Notsitze der Mittelreihe werden eingeklappt, das Paar muss nach hinten. An den Bergen stehen einige große LKW's, die nicht weiterkommen oder eine Panne haben. Als Warndreieck dienen hier ein paar Zweige, die man sichtbar zerbricht und auf die Fahrbahn legt.

Gegen 13 Uhr kommen wir in Garoua an, die Hälfte der Strecke nach Maroua ist geschafft. Der Bus macht hier 20 Minuten Pause. Ich besuche mein erstes afrikanisches Klo, wo man seine Geschäfte im Stehen machen muss. Diese Art von Toiletten gibt es aber auch in Italien und Südeuropa, aber nicht mit Geckos. ;) Wir kaufen Mineralwasser und setzen uns im Bus ganz nach hinten, in der Hoffnung, dass es hier nicht so zieht. Der Bus fährt weiter, es gibt einige neue Fahrgäste und hinten bei uns wird es sehr schnell eng. Ab und an überqueren wir nahezu gänzlich ausgetrocknete Flüsse, die nur noch ein paar Pfützen Wasser aufweisen. In denen wird Wäsche gewaschen und auf dem Sand getrocknet oder es werden Rinder getränkt. Auf der Strecke Garoua / Maroua sollen laut Information des Auswärtigen Amtes öfters Fahrzeuge mit Waffengewalt überfallen werden. Ich kann mir das hier auf der Hauptstraße nicht so recht vorstellen, vielleicht gibt es noch eine andere Piste. Auch soll der Staat eine Spezialeinheit zur Bekämpfung der Banditen hier stationiert haben. Komisch, wie schnell man Bedenken verliert, wenn man erst mal vor Ort ist. Aber Michael hatte mir ja so was vorhergesagt. Vor Maroua gibt es sehr schönen Steinberge, ähnlich den Hounds im Dartmoor in England. Diese Berge sehen so aus, als ob ein Riese überdimensionale Kieselsteine aufgehäuft hätte. Manchmal stehen auch noch kleine Rundhütten davor, das sind dann eigentlich ideale Motive, aber der Bus rumpelt über die Straße, an ein vernünftiges Foto ist nicht zu denken.

Gegen 17 Uhr kommen wir endlich in Maroua an. Leider scheint es in dieser Stadt keine Taxis zu geben. Wir laufen über eine Brücke, die sich über einen ausgetrockneten großen Fluss, den Kaliao spannt. Schließlich fragen wir zwei Polizisten, die an einer Kreuzung mit ihren Mopeds stehen. Der eine winkt ein vorbeifahrendes Moped heran, der andere gibt sein eigenes einem Zivilisten und schon haben wir zwei „Taxis“, die uns in die von uns wieder vorab ausgesuchte Herberge „Relais Ferngo“ bringen. Und billig ist so ein Moped auch, nur 100 CFA! Allerdings zieht es mich mit dem 15 kg schweren Rucksack auf dem Rücken ordentlich nach hinten. Das „Relais Ferngo“ besteht aus ein paar Boukarous (Rundhütten), die

über Dusche und WC verfügen. Von außen sehen die gut aus, innen sind serienmäßig 1000 Mücken vorrätig. Wir spannen gleich die Moskitonetze auf, verlangen nach Moskitospray und starten die uralte und lautstarke kleine Klimaanlage. Zusätzlich zünde ich noch eine Räucherspirale an. Ich schätze, so einen Großangriff hat die eine oder andere Mücke heute nicht mehr erwartet! An der Rezeption treffen wir Jean Luc, einen jungen Reiseführer (23), der sogar in unserem Reisehandbuch erwähnt und von Frau Fuchs (Autorin) schwer gelobt wird. Jean Luc will uns auch gleich einen Trip nach Rhumsiki in die Mandaraberge verkaufen. Wir schlagen vor, dass wir hier irgendwo essen gehen und darüber reden. Er bietet uns an, dass wir zu dritt (!) auf seinem hier üblichen 90 ccm Moped dorthin fahren. Zu dritt? Dieses kleine Moped? Kein Problem meint er, setzt sich auf den Tank und wir hinten drauf und los geht es. Wir suchen noch ein Internet-Office, leider gibt es hier keine guten Verbindungen, die Server stehen nur in Douala und Yaoundé, hier wird per Handy (9600 Baud) eine Verbindung aufgebaut. Ich brauche fast 40 Minuten bis eine Mail raus ist! Und das zum 4-fachen Preis! Der zweite Reifall mit der Kommunikation in die Heimat. Beim Abendessen in einem einfachen Straßenrestaurant verhandeln wir mit Jean Luc. Er will uns unbedingt ein Auto mit einem Fahrer für die geplanten 2 Tage in Rhumsiki aufschwätzen. Die Piste ab Mokolo wäre sehr schlecht und es fahren kaum Autos in das entlegene Bergdorf. Aber genau das wollen wir nicht – isoliert von der Bevölkerung reisen. Da kommt man mit niemandem ins Gespräch und wird von vornherein als vermeintlich „reicher“ Westeuropäer betrachtet, den es abzuzocken gilt. Wir machen deutlich, dass wir die ca. 130 Kilometer mit dem Buschtaxi fahren wollen. Jean Luc lenkt widerwillig ein und will uns noch einen ortskundigen Führer vermitteln, der für 2 Tage 10000 CFA kosten soll, ein Freund von ihm ist und wie er aus Rhumsiki stammt. Wir willigen ein und trinken noch eine Cola zusammen. Für morgen vereinbaren wir eine Stadtbesichtigung per Moped. Zurück in die Herberge fahren wir wieder mit Jean Luc's Moped. Es ist schon ein tolles Gefühl auf dem knatternden Moped durch die afrikanische Nacht, durch Maroua zu fahren, vorbei an offenen Feuern, Garküchen lautstarker afrikanischer Musik aus verschiedenen kleinen Verkaufsständen, Bettlern, tanzenden Kindern. Ich genieße es. Gegen 22 Uhr checken wir das Innere der bereits aufgespannten Moskitonetze und gehen Schlafen.



Garoua – Zwischenstopp



Maroua – Ankunft

### *7. Tag, Mittwoch, 23.01.2002 Maroua - Mokolo - Rhumsiki*

6 Uhr werde ich von einigen kommunizierenden Zebu-Rindern wachgeblökt, das Relais Ferngo liegt am Rande der Stadt. Beim Duschen betrachte ich eine Kolonne kleiner Ameisen, die wacker über mir vorbeimarschieren, obwohl ich gestern einige ihrer Kameraden mit der Chemokeule ins Ameisen-Jenseits befördert habe. Sorry, aber mir war das gestern ein wenig zuviel: Ameisen und Mücken in großer Stückzahl. Ich denke, dass ich im Regenwald entweder cooler drauf sein oder in einem doppelwandigen Ganzkörpermoskitonetz mit Insektendetektoren wandeln müsste. Gegen 7:45 Uhr knattert ein Moped vor unserer Rundhütte und stoppt. Da sag mal einer, dass die Afrikaner nicht pünktlich sein können! Es ist Jean Luc. Wieder strapazieren wir sein Moped aufs Äußerste - er auf dem Tank, wir auf der Sitzbank. Wir suchen zunächst eine kleine Straßenkneipe, aber auf Frühstück ist keiner so recht eingestellt. Wir fahren in das Relais de la Porto-Mayo. Unsere Herberge Relais Ferngo ist ein Ableger dieses Hotels, das laut Reisehandbuch von einem Deutschen und einer Französin geführt wird. Das Porto-Mayo liegt zentral, gleich hinter der Brücke über den Kaliao. Das Hotel ist von hohen Mauern umgeben und besteht aus einigen sehr schönen komfortablen Rundhütten, die in einem hübschen Garten mit hohen Bäumen liegen. Das Restaurant des Hotels soll eine sehr gute Küche haben. Wir bestellen Frühstück und sind neben einem Weißen die einzigen Frühstücksgäste. Der einzelne Herr ist der deutsche Besitzer, Herr Visse. Wir unterhalten uns ein wenig über die Gegend und was wir vorhaben. Ich zeige ihm unseren Reiseführer, was ich bisher in fast jeder Unterkunft gemacht habe, um ins Gespräch zu kommen und zu erfahren, wie aktuell der Eintrag des jeweiligen Hotels bzw. die Informationen zum Ort sind. Herr Visse findet einiges nicht besonders aktuell, aber das haben wir ja schon in der Seemannsmission in Douala gehört. Wir erfahren hier zum ersten Mal, dass die Banken in Maroua keine VISA-Karte nehmen und Cameroun Airlines sicher auch nicht.

Nach dem Frühstück lassen wir uns zu einem kleinen Supermarkt fahren. Dessen Besitzer, ebenfalls ein Deutscher, soll Bargeld gegen CFA tauschen. Der Supermarkt ist ein kleines Wunder hier in der Provinz: Es gibt ein wenig Tiefkühlkost und andere Produkte, die man hier nicht vermutet. Aber das interessiert uns nicht, wir wollen den Rest unseres Bargeldes tauschen. Die Verkäuferin führt uns in ein kleines Büro, in dem ein Schwarzer sitzt. Das ist nur das Vorzimmer des Bosses, wir gehen eine Tür weiter. Und da sitzt er, ein älterer Herr um die 60, an einem rustikalen schweren Schreibtisch. Über sich ein großes Foto, auf dem er mit einem Fuß auf einem toten Elefanten steht. Typische Großwildjägerpose, ist bestimmt 30-40 Jahre alt. Dem Akzent nach muss er aus dem Schwabenländle stammen. Er grandelt ein wenig, weil ihm unsere Euro-Scheine nicht groß genug sind (Wir haben nur 100er und 50er.). Er öffnet seinen uralten deutschen Tresor und holt einige Bündel mit CFA-Scheinen hervor. Bingo, wir tauschen wieder ohne Gebühren! Das Euro-Bargeld ist jetzt allerdings hinüber. Hoffentlich bekommen wir in der Hauptstadt Frischgeld mit unserer VISA-Karte! Draußen erzählt mir Michael, dass er in Afrika öfters ältere Geschäftsleute getroffen hat, die manchmal untergetaucht sind, weil sie in der alten Heimat Probleme mit dem Gesetz bekommen haben. Das muss natürlich nicht auf diesen Herren zutreffen.

Schräg gegenüber vom Supermarkt befindet sich Cameroun Airlines (CA). Jean Luc ist etwa 300 m entfernt und unterhält sich mit jemandem. Wir geben ihm zu verstehen, dass wir kurz bei CA vorbeischaun und dann zu ihm zurückkommen. Der ältere, ständig lächelnde Angestellte im bewachten CA-Office reserviert für uns einen Platz für Sonntag und Montag, da wir noch nicht wissen, wann wir eine Mitfahrgelegenheit von Rhumsiki zurück nach Maroua bekommen. Laut Jean Luc soll das ja sehr schwierig sein.

Die handschriftliche Reservierung auf einer Papierliste für 2 Tage wäre so bei uns in Europa sicher nicht möglich gewesen. Wir fahren mit Jean Luc über den Kaliao in den Südosten von Maroua. Dort, vor den Toren der Stadt, befindet sich das Gerberviertel. Nicht ohne Grund, denn der Gestank ist penetrant. Wir suchen zunächst den Chief der Gerber auf. Ihm geben wir 1500 CFA für die Besichtigung. Am recht niedrigen Preis erkennt man, dass es hier nur sehr selten die ohnehin wenigen Touristen hinverschlägt. Ich gebe dem Chief noch eines meiner Feuerzeuge. Zusammen mit Jean Luc und einem Mann aus der Gerberei besichtigen wir das Gelände. Mein Gott, dieser beißende Geruch, tausende von Fliegen und die harte Arbeit in diesem Umfeld! Die Lebenserwartung muss hier noch sehr weit unter dem Durchschnitt des Landes (55 Jahre) liegen. Der Führer erklärt uns die einzelnen Arbeitsgänge. Die Gerber stehen meist bis zu den Knien in den mit stinkender Gerbflüssigkeit gefüllten Erdlöchern. Es werden Häute von Krokodilen, Rindern, Waranen, Ziegen, Pythons und anderen Schlangen in verschiedenen Arbeitsgängen verarbeitet. Für jede Tierhaut wird die Gerbflüssigkeit mit unterschiedlichen Naturprodukten versetzt, z. B. mit Vogelmist, Samenkörnern von Akazien oder Kalk. Die Tierhäute werden eingeweicht, gewaschen, abgeschabt und anschließend in der Sonne getrocknet. Eine echt harte Arbeit, wie sie vor Jahrhunderten nicht viel anders aussah. Die Handwerker von Maroua fertigen aus diesen Häuten hübsche Sachen wie Sandalen, Gürtel, Koffer oder Brieftaschen, die in der Gegend einen guten Ruf genießen. An einem etwa 20 m tiefen Wasserloch, dem Brunnen der Gerber, frage ich, ob ich da mal den Eimer hochziehen darf. Die umstehenden Gerber finden den Wunsch sehr komisch. Mann, ist der große Eimer schwer, ich hätte ihn nicht voll machen sollen! Da muss ich jetzt durch. Wir begegnen noch ein paar Kindern, die nach einem Cadeaux (Geschenk) fragen. Ich gebe eine Runde Kaugummi an alle Umstehenden aus. Ist zwar nicht ganz das, was sie wollten, aber der Kaugummi scheint zu schmecken.

Da wir spätestens am frühen Nachmittag nach Rhumsiki aufbrechen wollen, geht unsere kleine Stadtbesichtigung zu dritt auf dem kleinen Moped weiter. Wir fahren an das andere Ende der Stadt. Ziel ist die Schmiede. Souverän lenkt Jean Luc sein überladenes Moped durch den regen Verkehr von Maroua und über einige Kreisverkehr-Kreuzungen, die nach keinen erkennbaren Regeln von den verschiedensten Fahrzeugen passiert werden. Wir erreichen die Schmiede, die eigentlich eine Ansammlung von wellblechgedeckten Ständen ist. Hier wird an kleinen Feuern Altmetall erhitzt, Kinder betätigen kleine Blasebälge. Alles sieht für einen Europäer sehr provisorisch aus. Nebenan verkaufen dann ältere Männer die Produkte des Altmetall-Schmiede-Recyclings: Spaten, Hacken, Schubkarren, Messer, Äxte und zahlreiches anderes Gerät. Das Rohstofflager ist ein kleiner Schrottplatz, der vor den Ständen liegt. Gegenüber der Schmiede ist der Schlachthof, den wir aus Zeitgründen nicht besuchen, da wir die Märkte von Maroua noch sehen wollen. Unser zweirädriges Taxi setzt sich wieder in Bewegung. Unterwegs hält Jean Luc einen heruntergekommenen grünen Toyota-Kleinbus an – ein Busctaxi, das nach Mokolo fährt! Er vereinbart für uns eine Mitfahrgelegenheit für 13 Uhr. Der Markt von Maroua besteht aus ein paar kleinen Hallen und sehr vielen Ständen im Freien, ist sehr farbenprächtig und weitaus größer und interessanter, als der, den wir in Yaoundé besucht hatten. Wider Erwarten ist laut Jean Luc Fotografieren hier kein Problem. Wir nutzen dies, halten aber nicht auf Einzelpersonen ohne zu fragen. Fast niemand schimpft oder will Geld haben. Die Menschen sind hier zwar sehr viel ärmer, aber wesentlich freundlicher als in den zwei großen Städten im Süden. Der Markt fasziniert mich wieder: An- und unangenehme Gerüche, Tausende verschiedene Waren, meterlang aufgereihter, für mich übelriechender Trockenfisch, Gemüse, Getreide, rohe Baumwolle, Hunderte von Kleinunternehmern, Bauern und Händlern. Und wir sind wieder mal weit und breit die einzigen Weißen, die hier staunend durchtapsen. In einer kleinen Halle, die sehr wenig Raum zwischen den einzelnen winzigen Ständen bietet, bleibe ich an einem Schmuckstand hängen. Sofort werden mir zahlreiche Stücke vor das Gesicht gehängt, die ich alle kaufen soll. Eine

schwarze Kette mit schönem Silberschmuck aus der Gegend fällt mir auf. Da ich das noch nicht so recht drauf habe, handelt Michael für mich. Der Händler beginnt bei 10000 CFA (ca. 15 Euro), Michael bei 1500 CFA. Großes Gelächter, das Feilschen in 500er Schritten hat begonnen. Ich mache den Fehler und flüstere Michael zu, dass 5000 CFA in Ordnung wären. Der Händler versteht es und Michael meint, ich hätte es jetzt verpatzt. Ich finde den Preis ok, immerhin die Hälfte des ursprünglich verlangten Preises. Wir streifen noch über den Markt, Jean Luc holt sein Moped ab, das er bei Bekannten irgendwo hier im dichten Gedränge des Marktes sicher abgestellt hat.

Wir fahren zurück ins Relais Ferngo und holen unsere Rucksäcke ab. Ich gebe Jean Luc 6000 CFA für seine Dienste. Das ist reichlich, wie wir meinen, aber er ist nicht zufrieden damit, hätte gern 8000 CFA. Wir zählen auf, dass wir ihm zahlreiche Getränke und Zigaretten spendiert haben und ich ihn auf meiner Website erwähne. Das Versprechen möchte ich mit diesem Link einlösen. 6000 CFA für ein paar Kilometer durch die Stadt und 7 Stunden seiner Zeit sind genug. Das ist mehr als ein Wochenverdienst für einen Einheimischen! Eine Fahrt quer durch die Stadt mit dem Moped kostet 100-150 CFA! Jean Luc ist ein guter, freundlicher Guide, organisiert Trekkingtouren und Ausflüge in die Umgebung und ist darin echt gut, aber er hat ein wenig überzogene Preisvorstellungen. Also, falls jemand Jean Luc in Maroua trifft – handeln, feilschen! Als letzten Dienst fährt er uns mit Rucksäcken, dieses Mal einzeln, zu einer Haltestelle des Buschtaxis. Er stellt uns noch Fama vor, ein Freund von ihm aus Rhumsiki, den er als unseren Guide für 5000 CFA pro Tag angeworben hat. Wir geben ihm 5000 CFA Vorschuss, damit er sich die Fahrt nach Rhumsiki (130 km) leisten kann. Jetzt fängt Jean Luc „durch die Blume“ schon wieder an, an dem gezahlten Preis herumzumäkeln! Ich mache ihm ziemlich drastisch klar, dass das Anfertigen und Hosten einer einzelnen WebPage mit einem Foto und Text in Deutschland bis zu 250 Euro kosten kann – das sind 160000 CFA! Das beeindruckt ihn ein wenig, obwohl er es sich vielleicht nicht vorstellen kann, aber bei einigen WebAgenturen ist das durchaus üblich. Ok, er gibt Ruhe, wir verabschieden uns von ihm und er knattert mit seinem Moped davon. Ich gehe mit Fama noch ein paar Straßen weiter, er hatte sich dort irgendwo Zigaretten gekauft. Ich, der militante Nichtraucher, ich kaufe dort 4 Schachteln Zigaretten! Der Grund ist einfach – damit kann man ebenso wie mit dem Kaugummi als kleine Geste oder Dankeschön mal eine Runde schmeißen.

14 Uhr, also eine Stunde später, kommt das Buschtaxi – mein erstes Buschtaxi! Für meine Begriffe sind schon alle ca. 10 Sitzplätze belegt. Michael lächelt und meint, das wäre doch noch halb leer! Der Fahrer sagt, wir können auf dem Beifahrersitz Platz nehmen. Hat das noch Jean Luc organisiert? Oder sind wir Bleichgesichter mal eine willkommene Abwechslung für ihn? Egal, wir danken und steigen ein. Das ist nicht ganz einfach, denn überall auf dem Sitz, dem Boden und vor der Scheibe liegen Tüten, kleine Pakete und sonstige Utensilien. Gemeinsam mit dem Fahrer verlagere ich das eine oder andere Stück, so dass wir einsteigen können. Unterwegs werden im Stadtgebiet noch einige Passagiere aufgenommen, schnell sind es fast 20 Leute, die hinter uns scheinbar übereinander sitzen, dazwischen noch irgendwelche Zementsäcke und anderes Gepäck. Wahnsinn, wie die alten Kleinbusse hier gequält werden! Hier muss jedes Automobil seinen Kaufpreis um ein Mehrfaches erwirtschaften und man sieht das den meist 10-20 Jahre alten Gefährten auch an. Am Stadtrand die übliche Polizeikontrolle. Ich sehe da immer noch nicht so recht durch, mal sehen die Männer wie Soldaten aus, mal wie Polizisten. Der Fahrer sagt nur, wohin die Fahrt gehen soll und schon geht es weiter, vorbei an den auf der Hinfahrt schon zahlreich gesehenen kleinen Lehmrundhüttendörfern. Hat da tatsächlich jedes einen Namen? Hinter mir rollt ein Moslem ein Osama Bin Laden – Poster aus, auf dem noch, etwas kleiner allerdings, andere „Politprominenz“ von Bush bis Saddam Hussein zu sehen ist. Die Männer um ihn herum

fangen an zu diskutieren. Bis Mokolo ist die Straße recht gut ausgebaut, wir kommen schnell voran. Ab und an steigen ein paar Leute aus oder zu. Im Fahrgastraum wird es immer enger. Ich kann Fama hinter uns schon nicht mehr sehen. Gegen 16 Uhr kommen wir in Mokolo an, das waren 2 Stunden Fahrt für ca. 85 Kilometer. Hier wird der Kleinbus ab- und beladen. Hier erfahren wir, dass das gleiche Buschtaxi in 20 Minuten nach Rhumsiki weiterfährt! Prima! Jean Luc erzählte uns noch, es wäre sehr schwierig von Mokolo über die schlechte Piste (56 km) nach Rhumsiki weiterzukommen. Das kleine Schlitzohr! Beinahe hätte er uns ein Auto mit Fahrer aufgeschwätzt. Und sicher ist dieses Buschtaxi nicht das einzige, das heute noch nach Rhumsiki fährt! 16:30 Uhr geht es auf einer unbefestigten, sehr staubigen Piste weiter. Bei den geöffneten Fenstern und der Zugluft befürchte ich das Schlimmste für meine inzwischen ebenfalls angegriffene Gesundheit (starker Husten + Schnupfen). Nach etwa einer Stunde stoppt der Kleinbus. Ein Stau? Hier auf dem Land? Wir steigen aus, etwa 7 mit Menschen und Gepäck vollbeladene Pickups warten am Straßenrand. Die Leute stehen um die Autos herum, ein ziviler Typ mit belgischem Schnellfeuergewehr kommt zu unserem Bus und sagt irgendwas. Ach ja, im Norden soll es ja öfters bewaffnete Überfälle geben. Ist das jetzt die Ein-Mann-Schutztruppe? ;) Die Grenze zu Nigeria ist ja auch nur ein paar Kilometer entfernt und da herrscht eine Militärdiktatur. Könnte ja sein, dass man aus einem dieser möglichen Gründe sich hier zum Konvoi sammelt. Ich frage Fama. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, warten die Leute hier auf irgendeinen Polizeichef (von Mokolo?), der die Straße vor uns passieren muss. Warum, bekomme ich nicht heraus, da Fama oder mir vielleicht ein paar englische Vokabeln fehlen. Er sagt nur: „So viele Leute warten auf einen Mann! Das ist Afrika!“ Ich sage ihm, dass es dies bei uns auch gibt. ;) Egal, ich schlage mich erst mal in den Busch, um meine letzte Cola zu entsorgen. Nach ca. 20 Minuten geht es weiter, ohne das irgendwer uns passiert hat. Ein Pickup spielt Wettrennen mit unserem Kleinbus und wirbelt dabei mächtig Staub auf der Straße auf.

Langsam wird es dunkel, wir erreichen ein größeres Dorf. Es heißt Mogode. Wir sind jetzt im Lande des Kapsiki (übersetzt: die Groß-Gewordenen), einem Stamm, der sich mehrheitlich noch zum Ahnen- und Naturglauben bekennt, also Animismus. Der Großteil des auf dem Dach des Kleinbusses transportierten Gutes wird abgeladen: Zement, Werkzeuge, mehrere ca. 8 m lange Eisenstangen, die sich irgendjemand bestellt hat. Einige Sachen werden in den schmalen Kofferraum zugeladen, mein Rucksack verschwindet unter 4 großen Gießkannen. Wir steigen aus, vertreten uns die Beine. Sofort ist eine Traube von Kindern um uns, alles kleine Dreckspatzen. Sie sind sehr still, schauen uns mit ihren großen Augen an, lächeln verlegen, bestaunen uns. Wir lächeln zurück und streichen ihnen über die Köpfe. Wir haben wieder das Problem, das wir nicht jedem was geben können. Ich versuche mir vorzustellen, was aus diesen Kindern einmal wird, wenn sie erwachsen sind. Nachdem der Fahrer noch einige Kleinigkeiten zugeladen hat, geht die Fahrt weiter. Wir verabschieden uns von den Kindern. Wenige Kilometer nach Mogode lädt der Fahrer einige Sachen wieder ab, die er am Pistenrand wartenden Personen, meist Kindern aushändigt. Das Buschtaxi ist hier gleichzeitig ein Lieferservice, kein Otto- aber ein Buschversand. ;) Es ist jetzt dunkel. Die Gegend wird ein wenig einsamer. Um einige hundert Kilo erleichtert jagt der Kleinbus über die Piste, geschickt Schlaglöchern ausweichend. In der Ferne sieht man links und rechts offene Feuer vor einzelnen Rundhütten – wie vor Tausenden von Jahren, denn Strom gibt es hier nicht, nur in Rhumsiki. Die Landschaft wirkt fantastisch und gespenstisch. Wir sind bereits mitten in den Mandarabergen, die für ihre gewaltigen Vulkankegel berühmt sind. Schließlich sieht man Lichter in der Ferne, das muss Rhumsiki sein! Wir fahren vorbei an riesigen Felsblöcken und am Ortseingang meint der Fahrer zu uns: „Welcome in Rhumsiki.“ Ich antworte mit „Merci Monsieur.“ Endstation ist genau vor der Auberge de Kapsiki, die wir aus dem Reisehandbuch ausgewählt haben. Es gibt hier nur zwei Unterkünfte, diese preiswerte Herberge und eine etwas teure, wahrscheinlich staatliche, die allerdings vor dem Dorf liegt. Wir werden beim

Aussteigen von einer lauten Menschenmenge umringt, die sich aber mehr für die Fracht des Buschtaxis bzw. die Verwandten oder Freunde unter den Passagieren interessiert. Wir kommen in ein größeres 5-eckiges Haus, das nur einen großen Raum hat, der mit Wellblech überdacht ist und von einer einzigen Neonröhre beleuchtet wird. Es ist der Gasthof La Casserole, welcher zur Herberge gehört. Dieser ist sehr luftig konzipiert, hat acht große Fenster ohne Glas mit wehenden Stoffvorhängen. Um sechs Tische herum sind einige Leute gruppiert. Der Wirt, der sich als Victor Yama vorstellt, führt uns auf unser Zimmer. Die Auberge liegt in einem mit kleinen Mauern umzäunten Hof. Dort stehen ein paar gemauerte Rundhütten und eine größere viereckige Hütte mit Wellblechdach. Das größere Gebäude hat 4 Zimmer, die über Dusche und WC verfügen. Im Zimmer selbst stehen 3 grob gezimmerte und grün bemalte Betten auf nacktem Betonfußboden, sonst nichts. Das ist zwar sehr, sehr einfach, aber es passt zur abenteuerlichen Umgebung und ist sauber. Wir nehmen es, die Auswahl im Ort ist nicht sehr groß und wir sind hier wenigstens mitten im Dorfleben. Wir bestellen gleich noch ein Abendessen bei ihm, da wir seit dem Frühstück nichts mehr gegessen haben und der Magen knurrt hörbar. Es gibt Brochettes, riesige Pommes aus Süßkartoffeln, scharfen Salat und Minibananen. Das ist mein erstes „Landessen“. Wird das mein Magen verkraften? Ich esse vom Salat nur die Zwiebeln. Der Rest verschwindet sehr schnell in meinem Magen, ist mir jetzt ziemlich egal, was das für Fleisch ist – ich habe Hunger und es schmeckt! Draußen ziehen etwas 30 singende Kinder vorbei. Ein Fest? Wegen uns? Sicher nicht. Ich werde Fama morgen fragen. Er hat sich vorhin von uns verabschiedet, da wir ihn heute nicht mehr brauchen und er seinen Vater besuchen möchte. Wir verabredeten uns für morgen 8 Uhr vor dem Gasthof zu einer Trekkingtour durch die Mandara-Berge.

Der Wirt schaltet den einzigen Fernseher im Dorf ein. Der Fernseher hängt an einer riesigen (selbstgebauten?) Sat-Schüssel. Und natürlich kommt Fußball – selbst hier am Ende der Welt! Immerhin läuft seit Tagen der Africa Cup, das Ereignis und Tagesgespräch in Kamerun und sicher auch in ganz Afrika. Ich unterhalte mich mit Victor, dem Wirt, der ausreichend Englisch kann. Um ins Gespräch zu kommen, zücke ich wieder mein Reisehandbuch und zeige ihm einen kleinen Eintrag zu seiner Herberge und seinem Gasthof. Ich frage, wer denn heute spielt. „Sambia gegen Tunesien.“, lautet die Antwort. Das erklärt die relativ wenigen Leute im Raum. Wenn Kamerun spielt, sieht man riesige Ansammlungen von Menschen vor den TV-Geräten der Kneipen und Restaurants des Landes. Nach dem leckeren Essen ziehen wir uns auf unser Zimmer zurück. Der Weg dorthin führt etwa 100 m die unbeleuchtete dunkle Dorfstraße entlang. Vor einigen weiter entfernten Hütten brennen Feuer. Plötzlich sehe ich die Umrisse eines größeren Tieres. Ein Hund? Nein, ein Schwein! Aber auf dem Hof der Auberge hüpfen uns dann doch noch ein Hund an. Das Zimmer ist wirklich sehr karg, unter der Matratze liegen ein paar rohe Holzbretter. Victor hat dieses größere Gebäude voriges Jahr gebaut, wie er sagt. Für Tisch, Stuhl und Schrank hat sicher das Geld nicht mehr gereicht, ist aber nicht weiter schlimm, da wir die Klamotten auf das eine freie Bett legen können. Wir schlafen schnell ein.

Bilder aus Maroua



Gerber bei der Arbeit



Jean Luc erklärt uns die Gerberei



Der Chief der Gerberei



Marktszene in Maroua



Leckerer Trockenfisch



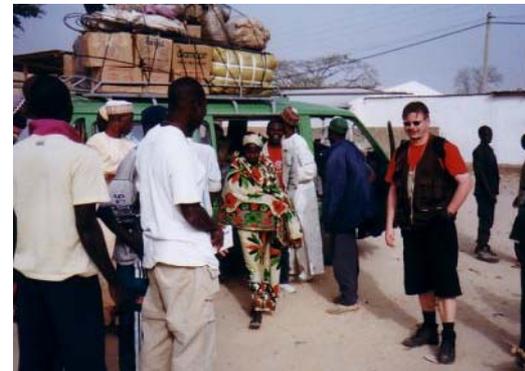
Marktszene in Maroua



In der Nähe der Schmiede



Marktszene in Maroua



Mein erstes echtes Buschtaxi - Zwischenstop in Mokolo auf dem Weg nach Rhumsiki

## 8. Tag, Donnerstag, 24.01.2002 Rhumsiki

Wir stehen gegen 6:30 Uhr auf. Draußen ist es noch ziemlich kalt, die Dorfbewohner laufen z.T. in dicken Anoraks herum. Was für uns ein wenig frisch ist, muss den Einheimischen wie  $-10\text{ }^{\circ}\text{C}$  vorkommen. Wir fragen Victor, warum an einer Tafel vor dem Gasthof 5000 CFA aufgeführt sind, obwohl wir 7000 CFA pro Nacht zahlen. Er meint lächelnd, dass dies der Preis für die einfachen Hütten sei. Der Unterschied liegt bei den WC's. Die einfachen Hütten haben das „afrikanische System“ (Erdklo irgendwo auf dem Gelände) und unser Zimmer hat „europäisches System“ (WC-Schüssel + Dusche). Ach so, alles klar, akzeptiert. Zum Frühstück gibt es Türkischkaffee, der ein wenig seltsam schmeckt, aber in rauen Mengen vorhanden ist, und Baghettes. Auch die Konfitüre ist nicht wie sonst limitiert und wurde von „Madame Yama“, Victor's junger Frau, gemacht. Die Auberge de Kapsiki liegt gleich am Anfang des Dorfes, die andere mögliche Unterkunft, das Campement de Rhumsiki liegt vor dem Dorf und ist eingezäunt. Man hat dort zwar eine fantastische Aussicht auf die Berge und Vulkankegel, aber die Hütten sind sehr viel teurer als bei Victor und genauso einfach. Meine Empfehlung (gibt ja nur die 2 Unterkünfte) ist eindeutig unsere Herberge, wo man nicht so isoliert von den Dorfbewohnern wohnt. Während des Frühstücks sehen wir durch eines der großen glasfreien Fenster unseren Guide Fama, der schon auf uns wartet. Wir ziehen zunächst durch das eigentliche Dorf, welches sich auf mehreren Hügeln verteilt. Wir kommen an den bereits oft gesehenen einfachen Lehmhütten mit Strohdach vorbei, vor denen Frauen Hirse stampfen. Es gibt hier auch einen kleinen Markt. Die aus unbearbeiteten Stämmen gebauten Stände stehen leer und verwaist in der Sonne. Nach einigen Gehöften wird der Weg schmaler, plötzlich stehen etwa 10 kleine Kinder auf dem Weg und singen irgend ein kleines Lied in Marki, der Sprache der Kapsiki, in dem ich nur ein französisches Wort verstehe: Cadeaux. Alles klar, das machen sie wahrscheinlich immer, wenn Weiße ins Dorf kommen. Wir fragen Fama, ob wir ein Foto schießen können. Er meint, das wäre überhaupt kein Problem. Die Kinder schauen uns mit ihren großen Augen erwartungsvoll an. Da ich sofort alle meinen kleinen Geschenke losgeworden wäre, entscheide ich mich wieder für eine Runde Kaugummi. Das kommt immer gut. Fama übernimmt die gerechte Verteilung und jeder, der auf dem Foto war, bekommt was ab. Da auch ein paar kleinere Kinder darunter sind, bitte ich Fama, ihnen zu sagen, dass sie den Kaugummi nicht schlucken, sondern nach dem Kauen ausspucken sollen.

Er übersetzt in Marki, seiner sehr interessanten Sprache. Es ist überhaupt bewundernswert, was die Menschen hier alles für Sprachen drauf haben müssen: Ihre Stammessprache, Französisch und teilweise auch Englisch. Hinzu kommen noch andere Stammessprachen, falls sich jemand in einem anderen Landesteil, bei einer anderen Ethnie niederlässt (z.B. Heirat) und dort akzeptiert werden will. Meistens fungiert jedoch Französisch als Verständigungssprache zwischen den etwa 200 verschiedenen Volksgruppen, die sonst meist nicht miteinander kommunizieren könnten. In dieser Gegend gibt es neben den Kapsiki noch etwa 44 weitere Stämme, deren Rundhütten über die Hänge der Mandara-Berge verstreut sind. Es ist hier nicht unüblich, das im nächsten Dorf eine ganz andere Sprache gesprochen wird. Wir gehen weiter durch Rhumsiki, Fama kennt hier natürlich jeden und wechselt ab und an ein paar Worte mit einigen Dorfbewohnern. An einer Hütte bekommt er von einer Frau eine Schale mit einer weißen Flüssigkeit gereicht und trinkt. Auf die Frage, was das für ein Getränk sei, antwortet er: Bier. Genauer gesagt, es ist selbstgebrautes Hirsebier. Da wir eine anstrengende Wanderung vor uns haben, es immer heißer wird und wir nicht wissen, wie stark das Bier ist, lehnen wir höflich ab. Langsam werden es immer weniger Hütten und es geht leicht bergab. Plötzlich vor uns ein steiler Abhang, nur Geröll, kein erkennbarer Weg. „Da runter?“, frage ich. Fama nickt. Etwas weiter entfernt können wir zwei Frauen erkennen, die jeweils mit einem großen Bündel gesammelten Feuerholzes auf dem Kopf den Hang

hochklettern. Wir klettern in das Tal oder besser gesagt die Ebene hinunter. Die Berge auf der anderen Seite gehören wohl schon zu Nigeria. Unten angekommen wandern wir zwischen Geröll, abgebranntem Steppengras und verstaubten Gewächsen und Gestrüpp weiter. Gibt es hier Schlangen? Ich möchte endlich mal ein gefährliches Tier sehen! In der Ferne sieht man ein einsames Gehöft. Hier wohnen Animisten. Die Kapsiki haben es verstanden, sich den großen Religionen des Islam und des Christentums erfolgreich zu entziehen. Vor den islamischen Fulbe-Reitern des Nordens haben sie sich vor knapp 200 Jahren hier in der wilden Berglandschaft der Mandara-Berge verschanzt.

In dieser Ebene gibt es keine Straßen, erst recht keinen Strom oder Wasserleitungen. Am Gehöft sehen wir einen kleinen Jungen mit Hund, der uns ein wenig ungläubig anschaut, als wären wir Geister. Michael hat Probleme mit seiner Bronchitis, dem Schnupfen und der mittlerweile sengenden Hitze. Wir hätten in seinem Zustand die Tour nicht machen sollen, jetzt ist es jedoch zu spät. Wir machen eine kurze Rast. Wir haben dummerweise nur einen Liter Wasser mitgenommen. Ein weiterer Fehler. Hier unten gibt es nichts als Steppe und ab und an ein einzelnes Lehmhüttengehöft. Nach einer Anhöhe geht es wieder bergab zu einem vertrockneten Bachlauf, den wir überqueren, um auf der anderen Seite den nächsten Hügel zu erklimmen. Die Sonne brennt heiß. Die Sicht wird frei auf eine andere, noch größere Ebene, in der Ferne wieder ein Gehöft. Eine grandiose Kulisse mit den Vulkankegeln im Hintergrund!

Wir rasten wieder, Michael bekommt schlecht Luft, die Nase ist total verstopft. Plötzlich raschelt es im Gestrüpp. Ein kleines Mädchen kommt vorsichtig hervor und bleibt stehen. Ich bitte Fama, sie heranzuwinken. Ich schenke ihr einen meiner 5 Firmenstifte, die ich von unserer Sekretärin bekommen habe. Jetzt mache ich mal ordentlich und kostenlos Werbung für die Company hier am Ende der Welt! ;) Ein ERP-System werden wir aber sicher trotzdem nicht hier loswerden. ;) Michael schenkt ihr noch eine Creme und ein Shampoo. Ich bitte Fama, die Verwendung in Marki zu erklären. Wir haben Cremes, Shampoos (Probierpackungen), Feuerzeuge und Stifte aus Deutschland mitgebracht, da sie sinnvolle kleine Geschenke darstellen. Aber das reicht natürlich nicht für mehrere Kinder auf einmal, deshalb geben wir es lieber einem oder zwei Kindern, weil es sonst nur Streit und unzufriedene Gesichter geben würde. Wenig später kommen noch ein Junge und ein Mädchen, die große Schüsseln mit Wasser auf den kleinen Köpfen an uns vorbeitragen. Sie bekommen auch noch Cremes und Stifte. Das Leben hier unten muss ziemlich hart sein, besonders in der Trockenzeit, die wir gerade haben. Das Wasser muss von weit her herangeschleppt werden, Straßen gibt es hier ja nicht. Die Kinder verschwinden in Richtung des Gehöftes, das wir vom letzten Hügel aus gesehen haben. Wir gehen in die gleiche Richtung. Unter einem großen Baum sitzt eine Familie. Zwei Frauen befreien einen Haufen Erdnüsse von ihren Schalen. Eine alte Frau (die Großmutter ?) liegt am Boden zusammengerollt und hält Mittagsschlaf. Wir begrüßen das Familienoberhaupt. Ich frage Fama, ob wir vom Gehöft ein paar Außenaufnahmen machen können. Wir laufen langsam um die Lehmmauer herum, treffen auf zwei Esel. Gern würde ich mal das Innere eines solchen Gehöftes sehen, aber wie würde ich es finden, wenn bei mir zuhause zwei schwarze Touristen mal sehen wollen, wie es im Haus aussieht? Von weitem ruft das Familienoberhaupt irgendwas, ich verstehe wieder mal nur „Cadeaux“ und gebe mein vorletztes Feuerzeug dem kleinen Mädchen. Sie soll es dem Familien-Chief geben, da wir schon dabei sind, das Gehöft in der anderen Richtung zu verlassen. Der winkt und freut sich. Jetzt wird mit dem Feuerzeug vielleicht für einige Abende das Feuer in den Hütten angezündet. Wir laufen weiter durch die Ebene, die Sonne brennt unbarmherzig, es gibt nur wenig schattenspendende Bäume hier. In der Ferne sehen wir wieder mal ein Gehöft. Wir beschließen, hier wegen Michael ein wenig länger zu rasten. Wir setzen uns unter ein Strohdach. Hier sitzen einige Kinder und zwei Jugendliche, die eifrig an Holzfiguren schnitzen, die sie auf dem Markt oder in der Stadt

verkaufen werden. Wir schauen eine Weile zu. Fama unterhält sich angeregt in Marki, zeigt uns ein halbfertiges Stück, das mal eine Gottheit der Kapsiki werden wird. Hier werden auch die für die Gegend typischen, sehr einfachen Musikinstrumente hergestellt. Ab und an kommen ein Huhn, eine Ziege oder ein kleiner Hund unter das Strohdach. Fama fragt, ob wir was kaufen wollen. Eigentlich wollen wir nichts kaufen, erst am letzten Tag in Douala, da wir sonst alles zwei Wochen lang mitschleppen müssen und in den Buschtaxis einiges davon zu Bruch gehen würde. Ich entscheide mich dennoch für eine kleine, sehr schöne Krokodilfigur. Ein älterer Schnitzer sagt, dass dieses Stück 5000 CFA kosten soll. Ich versuche mich jetzt auch im Handeln und biete 2500. Er lacht und sagt 4500. Ich sage 3000, mein letztes Angebot. Er meint, das 4000 sein letztes Wort ist. Ok, ich stelle die Figur wieder hin und stehe auf, wir wollen weiterziehen. Der Schnitzer ist plötzlich mit den 3000 CFA und einem kleinen Souvenir einverstanden. Ich gebe ihm eine Ansichtskarte von Weimar, er ist zufrieden. Ich denke, wir haben beide ein gutes Geschäft gemacht. Das kleine Mädchen begleitet uns weiter. Ich biete ihr einen Kaugummi an und esse auch einen. Die Sonne wird sehr schnell wieder zum Problem. Nach einiger Zeit zeigt das kleine Mädchen in ihren geöffneten Mund. Fama sagt, sie habe Zahnschmerzen. Sie hat wahrscheinlich Zahnprobleme, die durch den süßen Kaugummi aktiviert wurden. Ich sage ihr, dass sie den Kaugummi ausspucken soll und mache es mit meinem vor. Sie versteht und tut es mir gleich. Ich hätte wohl besser Kaugummi ohne Zucker mitnehmen sollen. Das Mädchen kehrt um, wir verabschieden uns. Jetzt folgt ein steiler und beschwerlicher Aufstieg aus dem Tal. Mir geht nun auch langsam die ohnehin kaum vorhandene Kondition aus, aber noch ist es nicht weiter schwierig. Wasser haben wir auch kaum noch. Michael ärgert sich wieder über sich selbst, dass er sich mit seiner Bronchitis, die eigentlich Bettruhe erfordert, einer solchen Strapaze ausgesetzt hat. Ich gebe ihm meinen Taschenventilator, über den er Tage zuvor noch ein wenig lästerte: Was ich so alles mitschleppe! Eigentlich mehr als Gag gedacht ist der Mini-Ventilator eine nützliche Sache, besonders hier, wo die Luft steht und kein Schatten in Sicht ist. Am Hang sehen wir drei junge Frauen, die große Bündel mit Brennholz auf dem Kopf balancierend den Berg hochschleppen. Der Weg wird zwischen Geröll und einigen Felsen immer steiler. In der Ferne sehe ich den großen Berg, zu dessen Füßen Rhumsiki liegen muss.

Wir rasten jetzt bei jedem Felsen, der ein wenig Schatten wirft, da Michael kaum noch Luft bekommt. Endlich haben wir es geschafft, die ersten Hütten von Rhumsiki sind in Sicht. Auf der Dorfstraße treffen wir den Fahrer des Buschtaxis von gestern wieder. Er möchte wissen, ob die Tour schön war. Wir bejahen, machen aber durch Gesten deutlich, dass es sehr anstrengend war. Wir schleppen uns in den windigen Gasträum des La Casserole. Wir bestellen Erfrischungsgetränke und ein Bier für Fama – ein gnadenloses Cola-Massaker beginnt, am Ende stehen 5 Cola und eine große Limonade leer auf dem Tisch. Victor will noch wissen, ob wir bei ihm zu Abend essen, da er dann noch etwas vorbereiten muss. Wir verabreden uns mit Fama für 16 Uhr, dann wollen wir dem Witch Doctor des Dorfes einen Besuch abstatten. Michael unterhält sich noch ein wenig mit Victor, ich gehe auf das Zimmer und schreibe diese Zeilen, während Ziegen und ein Baby sich lautstark in der Nachbarschaft bemerkbar machen. Da unsere Unterwäsche nur für sieben Tage reicht (Gepäckesparnung), müssen wir wohl oder übel dieselbe mal waschen und weichen ein paar Strümpfe, U-Hosen und ein T-Shirt ein, geben ein wenig Reisewaschmittel drauf und rühren den Sud um. Wird schon irgendwie sauber werden! Wir legen uns nach der Strapaze für zwei Stunden aufs Ohr - ausruhen.

Kurz nach 16 Uhr gehen wir mit Fama erneut durch das Dorf. Natürlich führt er uns zunächst zu einem kleinen Stand eines Freundes. Man hat sich hier schon ein wenig auf Touristen eingestellt, es gibt einige speziell für Besucher hergestellte Souvenirs. Weit draußen vorm Dorf, auf einem Hügel, gibt es auch einen Laden der hiesigen Handwerkerkooperative. Aber von Besuchermassen kann man hier nicht reden, da Kamerun touristisch nicht erschlossen ist. Es sind meist Individualreisende und Globetrotter wie wir oder relativ selten auch kleine Studienreisegruppen. Wir haben jedenfalls in den letzten Tagen nur sehr wenige weiße Besucher hier gesichtet. Fama zeigt uns noch die Dorfmühle, eine kleine Elektromühle, die in einer Hütte laut vor sich hinrattert. Jetzt wird es spannend, wir nähern uns dem Gehöft des Witch Doctors. Dieser genießt weit über die Grenzen von Rhumsiki hinaus großes Ansehen. Dies hängt mit dem Krabben-Orakel zusammen, welches das Dorf berühmt gemacht hat. Der Witch Doctor gehört zu den vier wichtigsten Persönlichkeiten des Dorfes. Laut Reisehandbuch soll er 80 sein. Fama sagt, er sei erst 57 und dieses Alter passt auch zu seiner Erscheinung. Einen Wechsel gab es voriges Jahr nicht, was darauf hindeutet, dass unser Reisehandbuch (3. aktuelle Auflage, Nov. 2001) wieder mal nicht stimmt. ;) Der Zauberer wird z. B. vom Chief des Dorfes über die Ernteaussichten befragt und wahrsagt Besuchern aus nah und fern die Zukunft. Natürlich macht er auch sehr gern „Wahrsagungen“ für weiße Reisende. Er bedient sich dabei eines einzigartigen Krabben-Orakels. Dieses besteht aus einer Kalebassenhälfte, die mit Sand gefüllt ist. Im Sand stecken verschiedene Holz- und Kalebassenteilchen, die alle irgendetwas symbolisieren. Unter Murmeln von Zaubersprüchen gießt er Wasser hinzu und setzt eine Süßwasserkrabbe in die Schale. Dann legt er einen gewölbten Deckel auf das Orakel. Für die Krabbe wird es ein paar Sekunden stockfinster. Die Zaubersprüche werden intensiver. Der Doc deckt das Orakel wieder auf. Die Krabbe, nicht untätig, hat natürlich ein paar der Bruchstücke bewegt. Ausgehend von der Verschiebung der Teilchen findet der Zauberer nun Antworten auf die ihm gestellten Fragen oder weissagt die Zukunft.

Wir sollen ihm jeder 2 Fragen stellen, eine Frage kostet 1000 CFA. Die investieren wir gern, denn wann hat man schon einmal die Gelegenheit, einen echten afrikanischen Dorfzauberer zu befragen? Da der Witch Doctor nur Marki spricht, hat er einen Gehilfen (Es ist nicht sein Sohn, wie im Reisehandbuch behauptet wird.), der ein paar Sprachen beherrschen soll. Er heißt Anatol. Wir stellen ihm in Englisch unsere Fragen, er übersetzt und der Zauberer antwortet. Auf die Schnelle fällt mir nichts Sinnvolles ein. Ich frage ihn, wie meine berufliche Zukunft aussieht. Sinngemäß antwortet er, dass sich der Häuptling meiner Company über meine Rückkehr freuen wird und ich viel Geld verdienen werde (Hört, hört!). Nach etwa 3-4 Jahren wechsle ich die Firma und verdiene richtig viel Geld und werde schwerreich. Dann komme ich mit einer kleinen Gruppe von Freunden zurück nach Kamerun und baue hier in Rhumsiki Hotels und ähnliches. Ist der Witch Doctor im Wirtschaftsministerium angestellt? Oder nur Eigeninitiative ? ;) Ich finde seine Weissagung hochinteressant, danke ihm. Die zweite Frage: Ich möchte wissen, was meine Tochter beruflich werden wird. Diese Frage versteht der Übersetzer nicht so recht. Die Antwort läuft fast auf die der ersten Frage hinaus. Aber egal, ich höre ehrfurchtsvoll zu und die Krabbe hat auch zu tun. Als wir das sehr interessante, enge Gehöft des Zauberers verlassen, bekommen wir einen kleinen „Schock“: 4 weiße Touristen! Aber das war absehbar, Rhumsiki ist neben dem Waza-Nationalpark, den Sultanaten im Südwesten und einigen anderen Sehenswürdigkeiten ein mittlerweile recht bekannter Anziehungspunkt für die wenigen ausländischen Reisenden. Aber von Massentourismus, wie wir ihn kennen, ist das Dorf noch Lichtjahre entfernt und den wird es sicher (hoffentlich) auch nie geben. Wir „flüchten“ mit Fama quer durch das Dorf. Anatol, der Übersetzer, hängt sich an uns dran. Unterwegs begegnen wir einem komischen Kauz, der mir eine Baumwollspindel verkaufen will. Er schließt sich uns ebenfalls an und fällt mir bald schwer auf die Nerven. Ich möchte seine fast aggressiv angebotene Spindel nicht! Wir

kommen zu einigen Hütten, vor denen 4 Weber an uralten primitiven Webstühlen arbeiten. Dahinter ist ein Stand mit Erzeugnissen aufgebaut. Der aufdringliche Typ schleppt alles mögliche aus Baumwolle an, nicht ohne mir ständig seine Baumwollspindel unter die Nase zu halten. Das halbe Dorf ist auf den Beinen wegen der Handvoll Touristen! Natürlich kann ich es verstehen, die Leute sind arm und müssen Geld verdienen. Aber sie verstehen es nicht, dies diskreter und unaufdringlicher zu realisieren. Das sagt sich leicht, da ich auf der anderen Seite stehe. Jeder Weiße ist für die Einheimischen ein reicher Mann, schließlich konnte er aus dem weit entfernten Europa, wo vermeintlich Milch und Honig fließen, sich einen teuren Flug nur zum Zeitvertreib bis hierher leisten! Also kann er auch etwas von seinem Reichtum abgeben und mir, dem Einheimischen, etwas schenken oder abkaufen. Fama ist da ganz anders. Er ist ruhig, höflich und zurückhaltend. Wir haben nie das Gefühl, dass er uns übervorteilen oder ausnutzen will. Er ist einfach ein angenehmer Begleiter. Wenn wir die Weber fotografieren wollen, dann sollen wir Geld geben. Für Fotos Geld geben? Nein, das widerspricht unseren Prinzipien. Ein paar Abzüge schicken ja, eventuell ein kleines Geschenk ja, aber kein Geld! Wir verzichten und „flüchten“ mit Fama und dem Übersetzer in Richtung des großen Berges, vor dem Rhumsiki liegt. Von einem Plateau aus, auf halber Höhe des Berges, hat man einen fantastischen Ausblick auf das Dorf und die Umgebung bis weit hinüber nach Nigeria. Wir lassen uns hier auf dem Felsen nieder. Anatol erzählt uns lang und breit die Sage von Rhumsiki. Kernaussage ist, dass vor etwa 200 Jahren ein alter Jäger namens Siki in die Gegend kam, den Berg (auf dem wir gerade sind) bestieg, um sich zu orientieren. Da ihm dieser Ort hier gut gefiel, ließ er sich mit seiner Familie hier nieder. Aus „Roum“ (In Marki heißt das Berg.) und Siki wurde Rhumsiki. Das schmückt Anatol etwa 10 Minuten lang mit zahlreichen Add-On-Geschichten aus. Dann erzählt er uns noch ein paar lustige Familiengeschichten und dass er Fama Englisch beigebracht hat. Fama lacht. Wir fragen ihn, ob es hier eine Schule gibt. Er zeigt ins Dorf unten auf eine größere Hütte. Wie sieht das Schulsystem hier aus? Er sagt, dass es die Schulpflicht gebe und die per Zwang durchgesetzt werde. Die Eltern müssen Stifte und Bücher bezahlen, Schulgeld nicht. Das wäre für viele Familien sehr hart, sie müssten dann Ziegen und andere Nutztiere verkaufen.

Schade, dass ich nur so wenig Stifte mit habe, sonst hätte ich morgen die Schule besucht, aber wir wollen morgen nach Mogode zum Markt. Langsam sinkt die Temperatur hier in den Bergen wieder, Fama fröstelt schon in seinem T-Shirt. Für uns ist es nur ein wenig kühl, aber nicht kalt. Wir genießen noch ein wenig die schöne Aussicht, obwohl der Harmattan (der trockene, staubige Wind aus der Saharra) uns ein wenig die Sicht nach Nigeria nimmt. Wir steigen den Berg hinunter in das Dorf und schon kommen zahlreiche Kinder mit verschiedenen Münzen aus England, Holland und Deutschland (DM!) auf uns zu und fragen uns, wieviel das in CFA wohl seien. Ich, nichts ahnend, rechne es um und sage es ihnen. Und schon bittet mich jeder, ihm das Geld doch in CFA zu tauschen! Sie kommen nicht in die 60 km entfernte Stadt, wir aber schon. Dämliche Touristen! Nicht nur, dass sie den Kindern Geld geben, nein sie geben ihnen auch noch Währungen, mit denen diese nichts anfangen können! Und wir sollen es jetzt ausbügeln! Es ist schwer, den Kindern klar zu machen, dass wir das nicht machen können. Selbst wenn wir es wollten, die Banken nehmen so kleine Mengen nicht ab und tauschen nur Dollar oder Euro. Ein Junge hat gleich noch ein Problem. Er möchte von mir einen schönen Stift! Wie meint er das? Ach so! Der Stift, den ich unten im Tal dem kleinen Mädchen gegeben habe. Das hat sich aber in Windeseile herumgesprochen! Ich habe aber keinen mehr. Leider. Wir gehen ins La Casserole und laden Fama auf eine Cola ein, unterhalten uns noch ein wenig. Nach einiger Zeit bringt Victor das am Nachmittag bestellte Essen. Es gibt wieder Chicken mit Salat und dieses Mal Reis und Nudeln. Schmeckt wieder sehr gut, aber ob das mein Magen verträgt? Bis jetzt habe ich keine Probleme. Wir schreiben noch Tagebuch, lesen ein wenig und gehen zu Bett.

Bilder aus Rhumsiki und Umgebung



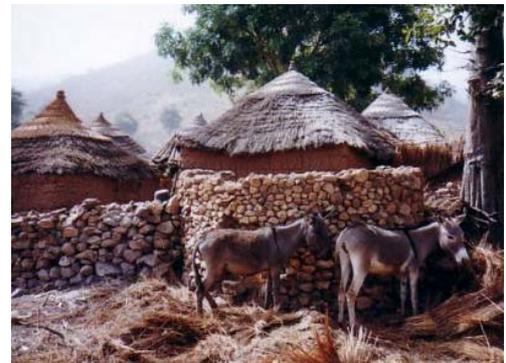
Zeburinder am Dorfrand



Der Cadeaux-Song live vorgetragen



Frauen aus Rhumsiki beim Zubereiten von Hirsebier



Unverfälschtes Afrika im Tal unterhalb Rhumsikis



Kinder aus Rhumsiki



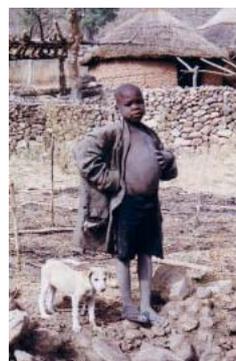
Die Ebene unterhalb Rhumsikis, die wir durchquert haben



Unterwegs in der Ebene



Gehöft



Kevin allein zuhaus



Kinder aus Rhumsiki

### 9. Tag, Freitag, 25.01.2002 Rhumsiki - Mogode

Gegen 6 Uhr werde ich von Eselgeblöke, Hahnengeschrei und lauten Motorgeräuschen geweckt. Michael hustet wieder stark, ich erzähle ihm von den interessanten Bestattungsritualen der Kapsiki. ;) Mich hat es mit Schnupfen und Husten jetzt auch erwischt. Ich habe zwar Antibiotika und Schmerztabletten für Notfälle mit, aber man will ja nicht gleich auf die vielzitierten Spatzen mit den nicht weniger erwähnten Kanonen schießen! Ich nehme mir vor, morgen in Maroua irgendetwas dagegen zu besorgen. Nach dem Frühstück bezahlen wir das Abendessen und die Übernachtung von gestern sowie unser heutiges Frühstück. Das ist ein kompletter Tag hier in Rhumsiki, sozusagen „Vollpension“ und kostet hier pro Person und in unserem Fall ca. 13 Euro. Das ist angemessen, wenn man mit der sehr einfachen Unterkunft und dem Essen klar kommt. Aber beides ist für uns voll in Ordnung und Victor ist ein angenehmer Gastgeber. Wir wollen heute die Piste, die wir vor 2 Tagen mit dem Buschtaxi gekommen sind, bis nach Mogode zurücklaufen. Das sollen etwa 10 km sein und die Sonne brennt noch nicht allzu heiß. In Mogode ist heute Markttag. Fama wartet schon auf uns, wir kaufen noch eine Wasserflasche und ziehen los. Am Ortsausgang läuft uns ein Mann hinterher und sagt, er habe hier ein Restaurant. Nun ja, Bretterbude mit ein paar Hockern trifft es wohl besser. Er zählt uns auf, was er alles so im Angebot hat. Wir danken und teilen ihm mit, dass wir bei Victor zu Abend essen. Diese Antwort reicht ihm offenbar nicht, er geht noch einige Zeit neben uns her und wird nicht müde, seine mündliche Speisekarte hoch und runter zu beten.

Ein Junge läuft die ganze Zeit ebenfalls neben mir her und will mir ein Kreuz aus Messing verkaufen. Das hat er gestern auch schon versucht. Ich sage ihm, dass ich Animist bin und für das Kreuz keine Verwendung habe. Fama schüttet sich fast aus vor Lachen. Einige Kinder begleiten uns. Ein kleines schüchternes und niedliches Mädchen ist auch dabei. Sie trägt ein paar Schulhefte. Fama sagt, sie komme von der Schule zurück. Jetzt schon? Es ist doch erst 8:30 Uhr. Vielleicht ist die Schule ausgefallen, die Lehrer hier in der Provinz müssen ständig ihrem wenigen Gehalt hinterher jagen und teilweise bis nach Yaoundé fahren, um es dort beim Ministerium einzufordern. Wir fragen die Kleine über Fama, ob wir uns die Schulhefte einmal anschauen dürfen. Das Mädchen gibt sie uns mit ernstem Blick. Wir blättern ein wenig herum, es ist ein Schreibheft, wo das Alphabet geübt wird und ein Lesebuch. Schade, dass ich keine Stifte mehr habe! Ich gebe ihr eine Hautcreme und zeige ihr die Verwendung, indem ich ein wenig davon auf das kleine Händchen auftrage. Ab und an überholen uns Pickups oder Mopeds, die wahrscheinlich zum Markt wollen. Wir sehen wieder Frauen, die schwere Bündel mit Brennholz auf dem Kopf balancierend des Weges kommen. Uns überholen auch zwei alte Muslime, der eine auf einem Fahrrad, der andere auf einem alten Gaul. Wir grüßen beide, sie lächeln und grüßen zurück. Die Landschaft ist fantastisch, heute sind bessere Sichtverhältnisse als gestern. Nach einer Rast im Schatten einer Hütte setzen wir den Weg fort. Die Sonne kommt so langsam wieder in Hochform. Nach einigen Kilometern marschiert eine Schulklasse mit 3 Erwachsenen uns entgegen, ich fotografiere. Ein Lehrer schimpft schrecklich in Marki und sagt in Englisch im Kommandoton, dass er einen Stift oder 500 CFA dafür will! Stift? Ist das ein Zufall oder hat er von den Kindern im Tal gehört, denen ich gestern welche geschenkt hatte? Wir hatten eigentlich vor, hier eine Schule zu besuchen und hätten auch kein Problem, dort 5000 CFA oder mehr zu hinterlassen, wenn wir sichergehen könnten, dass es auch für die Kinder und Schulmaterial verwendet wird. Aber da der Mann in diesem sehr aggressiven Ton daherkommt, ist uns die Lust dazu vergangen. Auch Michael packt seinen Fotoapparat wieder ein und verzichtet auf ein Foto. Wenn wir was geben, dann von uns aus! Fama beruhigt den jungen Lehrer und sagt ihm, dass wir zu ihm gehören. Das entspannt die Lage ein wenig, die beiden schubsen sich im Scherz hin und her.

Der Lehrer wünscht uns grimmig eine gute Reise und die Kinder müssen weitermarschieren. Die Strecke nach Mogode will nicht enden. Das sind doch jetzt schon mehr als 10 km! Die Sonne brennt und Michael bekommt wieder Atemprobleme. Plötzlich hält ein weißer Pickup, hinten drauf sitzen zwei Schwarze, im Wagen ein junges französisches Paar, welches wir gestern in der Nähe von Rhumsiki schon einmal gesehen hatten. Sie haben wahrscheinlich den Fahrer stoppen lassen. Wir danken ihnen und springen hinten auf. Ich nehme auf einem Sack mit Yamswurzeln Platz. Der Fahrer fährt nicht gerade zimperlich über die Piste, aber es macht großen Spaß, eine Staubfahne hinter uns herziehend. Es sind ungefähr noch 5 km bis Mogode. Wir springen ab und bedanken uns noch einmal bei dem Fahrer – es kostet nicht mal was. Es ist nur ein kleiner Markt, aber dafür gut besucht von den Kapsiki und Leuten aus Nigeria. Hier stehen an jeder Ecke Geldwechsler, die CFA in nigerianisches Geld umtauschen, da dieses Geld hier auf dem Markt die dominierende Währung zu sein scheint. Man sieht das übliche und vielfältige Angebot, welches wir schon aus Maroua kennen. An mehreren Ständen gibt es das starke, wie Milch aussehende Hirsebier in Schalen und Töpfen. An einigen Ständen sieht man Altkleider aus Europa, die hier für wenige Pfennige verkauft werden. Alte getragene Leonardo di Caprio-T-Shirts sind wohl der Renner hier. Eine junge schwarze Frau kommt mir entgegen, auf ihrem T-Shirt steht in Deutsch: „Ich bin blond. Bitte sprechen Sie langsam!“. Wir zeigen auf ihr T-Shirt und lächeln, sie versteht natürlich nicht warum. Am Rande des Marktes machen wir Mittag. Ich habe noch 5 Kekse in meinem Rucksack, dazu kaufen wir eine große Cola und setzen uns auf zwei alte Kisten vor einer Bretterbude. Fama ist mal kurz in den Markt zurückgelaufen, um Freunde oder Verwandte zu besuchen. Michael macht ein Foto von mir. Einer der ebenfalls vor dem Stand Sitzenden schaut böse und fragt, ob er jetzt auch im Apparat drin sei. Ich sage ihm, dass es nur ein Foto von mir ist. Man muss hier wirklich manchmal, besonders wenn man es nicht vermutet, verdammt aufpassen!

Fama kommt zurück, wir gehen noch einmal über den Markt. Überall werden Maispfannkuchen, Fladen und Brochettes über offenem Feuer geköchelt. An einem Fleischstand liegen zwei frischabgetrennte Rinderschädel noch mit Fell und Hörnern. Auf dem Tisch dahinter ist das rohe Fleisch in der Sonne zu sehen, große Macheten liegen daneben bereit, um das Fleisch abzutrennen. An einem anderen Stand gibt es Hunderte von Arzneimitteln, die meisten davon ohne Verpackung und Beipackzettel. Sicher ist vieles schon abgelaufen, Fälschungen sind auch oft im Umlauf. Lautstark wird mir Penicillin angeboten. Ein etwa 10-jähriger Junge kommt mit einem selbstgebastelten Mikrofon aus Papier auf uns zu und zeigt es uns. Dafür möchte er ein „Cadeaux“. Wir haben leider nichts mehr, ich gebe ihm einen Kaugummi. Am Rande des Marktes kümmern wir uns um die Rückfahrt nach Rhumsiki, zurücklaufen wäre bei der Hitze, den inzwischen wohl 35 °C und der trockenen Luft, Wahnsinn. Fama macht mit einem Pickup-Fahrer eine Mitfahrgelegenheit für 14 Uhr aus. Wir dürfen dann sogar vorn in der Kabine des uralten Toyotas sitzen. Bis dahin sind es noch 2 Stunden, die wir in einer Straßenkneipe verbringen wollen. Hier gibt es aber so etwas nicht. Fama führt uns ins Dorf, in ein kleines Steingebäude. Zwei winzige dunkle Räume, jeder ca. 8 qm groß, mit ein paar Brettern als Tisch und Bänke - hier essen kleine Händler oder Leute aus dem Dorf. Die Wirtin hat leider keine Getränke, die wir vertragen würden. Wir setzen uns auf einen alten Teppich der kleinen, mit Bastmatten verkleideten Veranda des Gebäudes. Überall Fliegen, die von den Essensresten angezogen werden. Gekocht wird ein paar Meter weiter in einer Rundhütte über offenem Feuer. Nebenan ist ein Schneider mit einer uralten Singer-Nähmaschine zu Gange. Die Wirtin räumt gerade einen der Brettertische ab. Die Reste auf dem Plastikteller fliegen in hohem Bogen vor das Gebäude, eine Ziege scheint schon darauf gewartet zu haben. Mir werden es zu viele Fliegen, ich gehe rüber in den Schatten eines Baumes. Wir haben immer noch über eine Stunde Zeit. Wir laufen mit Fama noch einmal am Rande des Marktes vorbei, hinüber zu den beiden in der Ferne sichtbaren

Vulkankegeln. Fama scheint hier fast jeden zu kennen! Freunde von ihm begrüßen uns mit Handschlag, fragen wie es uns geht. Wir kommen den Vulkankegeln näher, links und rechts entlang eines Feldweges stehen Lehmhüttengehöfte. Die Vulkankegel sehen sehr imposant aus, davor stehen zwei große alte Bäume. Auf einigen Felsblöcken rasten zwei alte Männer in traditionellen Gewändern. Wir grüßen uns höflich. Auf der anderen Seite des Weges lassen sich drei Jungs nieder, die uns aus dem Dorf gefolgt sind. Sie grinsen rüber. Ich knipse die 3 Bengels, nachdem ich sie zuvor gefragt habe. Dafür gibt es ein paar Kaugummis als kleines Dankeschön, weil sie nicht gleich nach „Cadeaux“ gerufen haben. Fama sagt uns, dass diese beiden Vulkankegel die Grenze zu Nigeria bilden. Von Militär oder Polizei weit und breit nichts zu sehen, nicht mal ein Schlagbaum. Wir sind praktisch schon außer Landes! Von der nigerianischen Seite kommt eine Rinderherde, begleitet von kleinen Kindern, die als Hirten fungieren, herüber. Es ist fast 14 Uhr, wir machen uns auf den Weg zurück ins Dorf. Ein letztes Mal gehen wir über den sehr lebendigen Markt. Jetzt ist es ein noch dichteres Gedrängel. Ich stolpere fast über eine mit Kernseife voll beladene Schubkarre. Es ist ein sehr intensives Erlebnis, so ein afrikanischer Markt! Der Pickup ist voll beladen, hinten sitzen bereits etwa 16 Männer auf großen Säcken. Man wartet schon auf uns, die Weißen, die vorn in der Kabine Platz nehmen dürfen. Wir quetschen uns auf den Beifahrersitz. Jetzt merken wir erst, wie lang die Strecke selbst im Auto ist, die wir heute morgen gelaufen sind. Nach etwa 20 Minuten kommen wir in Rhumsiki an. Wir trinken bei Victor eine Cola und bestellen für den Abend wieder Chicken mit Erdnussoße und Süßkartoffeln, nicht ohne die Kochkünste seiner Frau zu loben. Mit Fama vereinbaren wir für 17 Uhr noch einen Spaziergang durch das Dorf. Die Zeit bis dahin verbringen wir mit Ausruhen und Lesen.

Wir laufen nachmittags wieder die bekannte Strecke durch das Dorf hinauf zum Plateau des Pic de Rhumsiki, dem sehr schönen Platz mit der fabelhaften Aussicht über die Gegend, allerdings macht der Harmattan sich auch heute wieder bemerkbar. Nach ca. einer halben Stunde ist die Sonne untergegangen, unsere dritte Nacht in Rhumsiki bricht an. Es ist wirklich ein wunderbarer Platz hier oben. Unten im Dorf singen Kinder wieder das Lied, das sie schon gestern für uns gesungen haben. Tatsächlich, da steht ein großer Geländewagen am Hang, es sind wieder 2 bis 3 Touristen im Dorf. Rhumsiki ist aufgrund seiner schönen Landschaft kein Geheimtipp mehr. Der Individualtourismus hat das Dorf schon lange für sich entdeckt. Als Dorfhief würde ich von allen Besuchern eine Art Taxe abverlangen und dieses Geld in gemeinnützige Projekte wie Brunnenbau oder Schule stecken und gleichzeitig das Betteln verbieten. Aber das ist ein sicher sehr idealistischer europäischer Standpunkt. Als wir wieder unten im Dorf ankommen, singen einige Kinder wieder dieses Lied, doch Fama sagt ihnen gleich, dass sie das lassen sollen. Wir sind genau zu der Zeit vom Berg herunter gekommen, als die Leute mit dem Geländewagen abfahren. Die Kinder umringen jetzt uns und laufen hinter uns her. Auch der Junge von heute früh mit seinem Jesuskreuz ist dabei, das ich immer noch kaufen soll. Er lässt einfach nicht locker. Sichtlich ebenfalls genervt dreht sich Fama um und sagt etwas in Marki. Der Junge verschwindet, ein anderer will mir eine Glocke verkaufen. Das geht so weiter, bis wir im La Casserole ankommen. Victors Kneipe ist heute randvoll mit Leuten aus dem Dorf, der Fernseher läuft – Fußball! Heute spielt Kamerun gegen Togo! Unser mittags bestelltes Essen steht bereits hinten in einer freigehaltenen Ecke auf dem Tisch. Lecker! Wir essen, bis wir nicht mehr können, da wir seit dem Frühstück keine Mahlzeit mehr hatten (außer den fünf Keksen). Wir bezahlen und ich hole Fama aus der Menge der Fußball schauenden Männer, was nicht gerade einfach ist. Wir geben ihm die vereinbarten 5000 CFA für den zweiten Tag und legen noch 1000 CFA, ein Feuerzeug und ein Spray (die letzten Cadeaux's) drauf. Er bedankt sich in seiner ruhigen und höflichen Art. Wir sagen ihm, dass wir ihm Fotos schicken werden.

Es steht immer noch 0:0. Ach ja, Fußball interessiert mich ja nicht! Victor hat sich noch um eine Mitfahrgelegenheit für morgen gekümmert. Er kann aber noch nicht genau sagen, ob es ein Busctaxi, ein Pickup oder ein Fahrzeug eines Cousins ist, der gerade 2 Spanier in den Busch zum Übernachten gefahren hat. Wir gehen auf unser Zimmer und packen etwas wehmütig, da es uns hier sehr gut gefallen hat. Während ich diese Zeilen schreibe, ertönt ein ohrenbetäubendes Geräusch aus der La Casserole herüber – Kamerun hat ein Tor geschossen, Togo sieht somit ganz schön „alt“ aus. Der Jubel ist sehr groß, Sprechchöre, Freudengesänge. Es wird sicher sehr laut diese Nacht, obwohl unsere Hütte ca. 200 m vom Gasthof entfernt steht. Bon nuit.



Schulmädchen aus Rhumsiki



Schulklasse auf dem Weg von Rhumsiki nach Mogode



Drei Jungs an der Grenze zu Nigeria



Victor's Auberge de Kapsiki – unsere Herberge für 3 Nächte

*10. Tag, Sonnabend, 26.01.2002 Rhumsiki – Maroua*

Wir stehen gegen 7 Uhr auf, draußen hupen Autos. Unsere versprochene Mitfahrgelegenheit? So früh schon? Michael geht raus, es sind nur vollbeladene Pickups, die in die Gegenrichtung aufbrechen, wahrscheinlich zu einem Markt oder Fest im Nachbardorf. Wir frühstücken ein letztes Mal in Rhumsiki. Victor sagt uns, dass die Spanier wieder im Dorf sind und er mit dem Fahrer schon gesprochen hat. Wir können höchstwahrscheinlich bis Maroua mitfahren. Na wenn das keine gute Nachricht ist! Wir machen vor dem La Casserole mit Victor und Fama noch ein paar Abschiedsfotos. Michael geht auf unser Zimmer, ich bleibe im La Casserole. Victor kommt herein und sagt, dass die Spanier die Dorfstraße hochkommen. Ich gehe hinaus und sehe, wie ein älteres Ehepaar mit einer Kinderschar im Schlepptau auf mich zu kommt. Ich begrüße sie und trage unser Anliegen vor. Der Spanier, ein älterer Herr von beachtlicher Statur, meint, das sei kein Problem, sie haben noch eine Menge Platz und nehmen uns gern mit. Vorher wollen sie aber noch einen kurzen Abstecher nach Amsa, südlich von Rhumsiki machen. Sie laden uns ein, sie dorthin zu begleiten. Ich hatte in unserem Reisehandbuch gelesen, dass es südlich von Rhumsiki, in der Nähe von Amsa es ziemlich aggressive Kinder gibt, die den großen Geländewagen hinterherlaufen und Cadeaux fordernd Steine auf dieselben werfen. Ich hatte mich schon auf ein wenig Abwechslung während der Fahrt eingestellt, aber es passierte nichts. Wir verlassen ca. 3 km südlich von Rhumsiki die noch einigermaßen komfortable Lehmpiste und fahren ca. 2 km auf einem sehr, sehr schlechten Pfad weiter in Richtung Amsa. Kein Problem für den großen Nissan Patrol, für meinen Kopf aber schon, denn ich stoße aufgrund der gigantischen Bodenwellen ständig unterm Dach an. Ziel ist die Schmiede von Amsa. Hier stammen wohl die Glocke und das Kreuz her, welches mir in Rhumsiki ständig angeboten wurden. Amsa liegt eigentlich schon fast in Nigeria. Wir steigen an der Schmiede aus. Dort stehen ein paar Kinder und Erwachsene herum. Ein kleiner Junge hat ganz gelbe Augen, ein Indiz für eine kaputte Leber. Hat er Malaria, Hepatitis oder Gelbfieber? Hier sehen wir, wie Fototourismus funktioniert: Der Fahrer erklärt den Spaniern kurz etwas in Französisch, ein paar Fotos werden geknipst, den Einheimischen ein Geldschein zugesteckt – fertig, abgehakt, einsteigen.

Im Auto kommen wir mit dem spanischen Ehepaar ins Gespräch. Sie kommen aus Madrid, sind über N'Djamena (Tschad) in Nordkamerun eingereist und verbringen hier im Norden 5 Tage, haben daher nur wenig Zeit. Der kamerunische Fahrer hat sie direkt aus N'Djamena mit dem Geländewagen abgeholt. Das kostet bestimmt erst mal einen Batzen an Visumgeldern! Beide, Fahrer und Fahrzeug, hatten sie über das Internet gebucht. Bereist haben sie schon Süd- und Ostafrika und normalerweise ziehen sie auch öffentliche Verkehrsmittel vor, um nicht isoliert von der Bevölkerung zu reisen, aber dieses Mal haben sie keine Zeit dafür. Wir halten in Rhumsiki noch einmal, Michael holt unsere Rucksäcke aus der Hütte, ich bezahle noch das Frühstück bei Victor, danke ihm für seine Gastfreundschaft und verabschiede mich endgültig von ihm. Wir steigen ein, eine Traube von Kindern bildet sich um den Nissan. Viele Hände werden in das Wageninnere gestreckt - Seniors verteilt Münzen. Wir sagen nichts dazu. Ich winke Fama zum Abschied noch einmal zu. Mit dem Geländewagen kommen wir zügig voran. Ich frage den Fahrer, warum er eine große Machete vorn im Cockpit hat. Er meint lächelnd, dass er die für seine Sicherheit benötige, wenn er mit dem Geländewagen unterwegs sei. Der Spanier erzählt uns, dass er rückwärts nach N'Djamena entlang der Grenze zu Kamerun durch den Tschad fahren wollte, aber der Fahrer sich weigere, da dies für die Passagiere und das Auto viel zu gefährlich wäre. So fahren sie durch Nordkamerun zurück, da N'Djamena, die Hauptstadt des Tschad, direkt an der Grenze zu Kamerun liegt. Für die Strecke nach Maroua über Mokolo benötigten wir hinwärts mit dem Buschtaxi ca. 5 Stunden, mit dem Geländewagen brauchen wir nur zwei. Die Spanier steigen in Maroua im selben Hotel ab, dem uns bereits bekannten Porto de la Mayo, der wahrscheinlich besten Adresse der

Stadt. Es ist Wochenende und alles ist ausgebucht, wir bekommen nur noch eine Einzelzimmer-Hütte, einer muss auf einer Matratze auf dem Fußboden schlafen. Wir haben dieses Hotel genommen, da es einen kostenlosen Zubringerbus zum etwa 20 km entfernten Flughafen anbietet, da wir am nächsten Tag nach Yaoundé fliegen wollen und es in Maroua kaum Taxis gibt. Nach dem Einchecken gehen wir in eine Straßenkneipe, da im Hotelgarten nur Weiße sitzen, wir finden das unspannend. Nach einer Cola machen wir uns auf den Weg zu Cameroon Airlines (CA). Wir stoppen ein Moped, der Fahrer rutscht wieder auf den Tank und wir steigen hinten auf, fahren wieder quer durch die Stadt auf die andere Seite des großen ausgetrockneten Flusses. Das Airline-Büro hat natürlich zu, wir bekommen aber von einem Wachmann heraus, dass es gegen 15 Uhr wieder öffnet. Wir gehen in eine sehr einfache Straßenkneipe, bestellen 2 Omelette und 2 Cola, was umgerechnet zusammen etwa 2,50 € kostet. Michael meint, ich solle mein Omelette schnell essen, bevor es die zahlreichen Fliegen tun. Neben mir scheint es einem Moslem im blauen Boubou sehr gut zu schmecken, er schmatzt ohrenbetäubend. Nach dem Essen versuchen wir es noch einmal bei CA, die haben immer noch geschlossen! Wir hatten den Wachmann falsch verstanden, die Geschäfte machen tatsächlich erst 15:30 Uhr auf. Da ich recht intensiv den Finger stets am Auslöser meiner Kamera habe, kaufe ich mir noch 3 Filme in einem kleinen Laden, der auch ein wenig PC-Hardware vorrätig hat. Die Preise sind natürlich sehr hoch, da alles sehr teuer importiert werden muss. Ein 56.6 – Modem kostet hier z. B. etwa 230 €, bei uns etwa 60 €. Als wir in der Nähe von CA sind, winkt uns der Wachmann herüber, eben ist der alte Herr eingetroffen, bei dem wir vor 3 Tagen schon unseren Flug reserviert hatten. Er hatte sich sogar unsere Namen gemerkt, freundlich stellt er unsere Flugscheine per Hand aus. Ich habe jetzt ein wenig Bedenken, da ich nur noch 70000 CFA nach dem Kauf des Tickets übrig habe. Hoffentlich bekommen wir in Yaoundé Geld mit unserer VISA-Card!

Der Flug war eigentlich nicht geplant, aber die Aussicht 2-3 Tage einzusparen, die wir mit der Rückfahrt in den Süden zubringen würden, war und ist verlockend. Nach dem Ticketkauf suchen wir noch eine Apotheke auf, ich will mir irgendwas gegen den Husten kaufen, mit dem ich jetzt auch zu kämpfen habe. Zu diesem Zweck habe ich mir die Wörter „Hustensaft“ und „Hustentabletten“ aus dem Französisch-Sprachführer herausgesucht und auf einen Zettel geschrieben und gebe sie der Apothekerin in der kleinen Apotheke am Stadtrand, wo fast nur leere Regale herumstehen. Ab und an liegen ein paar Medikamente auf den Regalböden herum, dazwischen gähnende Leere. Ich nehme einen französischen Hustensaft, dessen Beipackzettel in Englisch und Französisch verfasst ist. Wir suchen noch ein Telefon, um kurz zuhause anzurufen - wieder fast 10 € weg! Es wird jetzt langsam dunkel, wir gehen durch die Stadt, suchen eine Straßenkneipe und essen für wenig Geld eine Riesenportion Spaghetti Bolognese und lassen uns mit Cola volllaufen. Im Hotel kostet das Essen 6 x soviel und wir wollen jetzt ein wenig sparen. Wir fahren durch das nächtliche Maroua mit einem Moped zurück in das Porto de la Mayo. Der Fahrer bewegt das überladene Vehikel geschickt durch den wie immer chaotischen Verkehr, der aber im Vergleich zu Yaoundé und Douala noch recht gemächlich erscheint. Im Hotel scheinen sich alle ansässigen Weißen und deren Gäste zu vergnügen, ein schwarzer DJ sorgt für Musik. Michael meint ein wenig verächtlich, dass es hier ja schon wie in einem Pauschalhotel zugehe. Das ist vielleicht ein wenig übertrieben, aber ich mag so etwas auch nicht. Wir flüchten in unsere Rundhütte, die etwas abseits im Gelände des Hotelgartens liegt, schreiben und lesen noch ein wenig...



← Victor, der Autor und Fama



← Maroua – Porto de la Mayo

**11. Tag, Sonntag, 27.01.2002 Maroua – N'Djamena (Tschad) - Yaoundé**

Gegen 7:30 Uhr sind wir noch allein beim Frühstück im Garten des kleinen Hotels, ausgesuchte Händler breiten schon ihre Kunstgegenstände im Garten aus. Diese sind allerdings sehr schön und teilweise auch antik, also keine reine Touristenware. Die Händler vermeiden es tunlichst, ihre Waren aufdringlich an den Tischen anzupreisen, da sie sonst sicher nicht mehr vom Hotelbesitzer geduldet werden. Gegen 9 Uhr werden wir von Bleichgesichtern umzingelt, fast ausnahmslos Franzosen. Das nette spanische Ehepaar sehen wir nicht, vielleicht sind sie schon wieder unterwegs. Sie wollten noch nach Oudjilla und in den Waza-Nationalpark. Wir verbringen die Zeit bis zur Abfahrt des Hotelbusses mit Lesen und Tagebuch schreiben. Zwischendurch werfe ich einen Blick auf die Leute um uns herum. Da ist ein etwa 40-jähriger französischer Geschäftsmann, der sich angeregt mit einer jungen und sehr hübschen Schwarzen im roten Zweiteiler unterhält. Er steht auf, ein flüchtiger Kuss, kurze Verabschiedung. Sie schaut ihm traurig hinterher, winkt noch einmal kurz. Gegen 10 Uhr fährt der Hotelbus, ein uralter Mercedes-Transporter mit einer selbstgebauten Holzkabine für 6 Personen, los. Der Flughafen liegt weit außerhalb von Maroua. Mit vollem Gepäck auf einem dieser kleinen Mopeds über diese Distanz zu reisen, wäre sicher nicht so das Wahre gewesen. Auf dem Flughafen treffen wir die „verrückten“ radfahrenden Rentner aus Bayern wieder. Sie wollen über Yaoundé nach Douala fliegen und am nächsten Tag nachhause. Ganze vier Wochen waren sie im Land. Und jetzt fällt uns auf, dass wir sie auch in Rhumsiki gesehen hatten, aber nicht den Radfahrern aus der Seemannsmission (Ankunft in Douala) zugeordnet haben. Sie machen uns, wie schon einige andere Leute zuvor, wenig Hoffnung, dass wir mit der VISA-Card hier irgendwo Geld bekommen. Es war ein fataler Fehler, den Flug zu buchen. Aber wahrscheinlich wären wir auch so mit dem Bargeld (Jeder hatte 600 Euro mit.) nicht über die Runden gekommen. Wir hatten uns voll auf das Reisehandbuch verlassen, wo die Aussage getroffen wurde, dass Kamerun über das beste Bankensystem in Schwarzafrika verfüge. Wir beschließen, morgen in Yaoundé primär auf Frischgeldsuche zu gehen.

Im Flughafengelände muss man wieder sehr viel Geduld aufbringen. Wir geben unsere Rucksäcke auf, bereuen es jedoch gleich wieder, da die meisten Reisenden sogar größere Gepäckstücke als Handgepäck mitnehmen. Draußen, direkt vor dem Flieger, wird gerade das Gepäck verladen. Wir schnappen uns unsere Rucksäcke und nehmen sie mit in die Kabine. Leider ist dort nicht mehr ausreichend Platz in den Gepäckfächern über den Sitzen. Ich muss meinen Rucksack unter den Sitz des Vordermanns stopfen. Gegen 12:15 Uhr startet die Boing von Cameroon Airlines zu unserem Erststauen mit Ziel N'Djamena. Das ist die Hauptstadt vom Tschad! Ist das der richtige Flieger? Wenn die bayerischen Hardcore-Biker auch hier drin sitzen, dann wird es sicher auch die richtige Maschine sein. Nach ca. 20 Minuten landen wir auch schon im Tschad. Die Landebahn säumen einige Flugzeugwracks. Auch ein paar Flakgeschütze sind zu sehen, im Tschad ist Bürgerkrieg. Allerdings nur im Norden, soweit ich weiß. Aber Militärdiktaturen schützen natürlich ihre Flughäfen ganz besonders stark. Einige Passagiere steigen aus, ich nutze die Gelegenheit, meinen Rucksack über unseren Köpfen in einem frei werdenden Gepäckfach zu verstauen. Nach dem Start geht es Nonstop weiter bis Yaoundé, das sind von N'Djamena aus ca. 1400 km. In Yaoundé gibt es kaum Kontrollen für Inland-Reisende. Nur eine Krankenschwester stellt sich uns in den Weg und verlangt den Nachweis der Gelbfieberimpfung, da sie annimmt, dass wir aus dem Tschad kommen. Der Flughafen macht einen sehr modernen Eindruck, er wurde als Prestigeobjekt für die Hauptstadt gebaut, war allerdings nicht unbedingt notwendig. Es gab und gibt wichtigere Projekte im Land. Da der Flughafen 22 km außerhalb der Stadt liegt, wollen wir uns ein Taxi nehmen. Der Fahrer verlangt 7000 CFA. Das ist mehr, als wir im Linienbus von Douala nach Yaoundé (270 km) bezahlt haben! Wir lachen und nennen unseren Preis: Max. 4000 CFA!

Weder er noch die anderen Fahrer gehen darauf ein. Wir sind jetzt trotzig, schultern unsere Rucksäcke und sagen den Taxileuten, dass wir trampen. Sie sind verblüfft und brechen in Gelächter aus. Das ist uns so ziemlich egal, wir müssen sparen. Wir lassen uns noch die Richtung zeigen, in welcher der Ausgang des Geländes liegt. Das Wachpersonal am Ausgang des Flughafens schaut ein wenig grimmig uns entgegen. Sie hören gerade einen Song von Alphablondie, den Michael aus Ghana kennt: „Jerusalem“. Wir fragen sie, ob das tatsächlich der Song ist. Sie sind verwundert, dass wir als Weiße das Lied kennen, schauen plötzlich freundlicher zu uns rüber und zeigen uns noch die Richtung zur Hauptstraße. Etwa 300 m nach dem Schlagbaum kommt das erste Auto, direkt vom Flughafengelände, auf uns zu. Wir halten den Daumen in den Wind. Es ist ein nagelneuer Hyundai Elantra. Das Auto stoppt sofort seine eben aufgenommene Fahrt. Ein kräftiger Schwarzer sitzt am Steuer und fragt uns, wohin wir wollen. Kein Problem, wir können mit und müssen auch nichts bezahlen. Wir kommen ins Gespräch und erfahren, dass er Colonel der kamerunischen Luftwaffe ist und Justin Mitlassou heißt. Als wir ihm sagen, dass wir aus Deutschland sind, meint er, er habe „Mein Kampf“ gelesen. Wir sind peinlich berührt. Ich mache ihm klar, dass ich es nicht gelesen habe, es in Deutschland verboten ist, was leider nicht stimmt. Er hat in Frankreich auf einer Militäarakademie studiert. Ich unterhalte mich mit ihm über Kampfflugzeuge, da ich mich da einigermaßen gut auskenne. Viel verrät er ja nicht, aber die Typen, die er nennt, sind meist aus Frankreich. Der Colonel fährt uns direkt in das von uns gewünschte Hotel Meumi. Die Fahrt geht mitten durch die Slums von Yaoundé, Armut überall.

Das Meumi liegt mitten in solch einem Slum, ist aber ein von hohen Mauern und Wächtern abgeschirmtes Mittelklassehotel und – oh Wunder, man kann mit Visa-Card bezahlen! Es ist allerdings mit 25 € auch unser teuerstes Hotel bislang. Justin lädt uns in die kleine Bar des Hotels ein, fragt, was wir trinken möchten. Wir nehmen wie immer Cola. Er bestellt sich einen Whiskey mit Soda. Als wir ihm sagen, dass wir knapp bei Kasse sind und eine Bank suchen, die VISA-Card akzeptiert, zieht er sofort einen 10000 CFA-Schein und sagt, dass er den uns bis morgen leiht. Wir lehnen dankend ab, da wir noch über genügend Bares verfügen, aber eben nicht für 14 Tage. Wir erzählen noch ein wenig über Deutschland, fragen nach seiner Familie. Er hat 5 Kinder, seine Frau ist Journalistin und gerade in Mali (African Football Cup) unterwegs. Er stammt aus dem Norden, sein Dorf heißt Vina, nahe der Grenze zum Tschad. Er erzählt uns, dass er in der Secondary School 2 Jahre Deutsch gelernt habe, aber sich nicht mehr an die Vokabeln erinnern könne. Plötzlich fängt er an, „Am Brunnen vor dem Tore“ zu singen und das fast ohne Akzent! Das habe er behalten, denn es sei ein sehr schönes Lied! Interessanter Mann, der Colonel. Er gehört zur Oberschicht des Landes, braucht sich bestimmt keine finanziellen Sorgen zu machen. Ich schenke ihm meine letzten Postkarten aus Deutschland. Er sagt, dass er wahnsinnig gern mal nach Nürnberg reisen möchte. Während seines Studiums in Frankreich war er mal in Mulhouse und von dort aus mal kurz auf der deutschen Seite. Er gibt uns noch seine Adresse und Handynummer, falls wir seine Hilfe brauchen. Dann verabschiedet sich Justin von uns, nicht ohne uns noch ein paar Getränke auf seine Kosten zu bestellen.

Wow! Jetzt haben wir Beziehungen bis in die „höchsten Kreise“! ;) Ich versuche es mir wieder anders herum vorzustellen: Zwei Schwarze in Deutschland und ein Bundeswehrgeneral! Wir checken ein und verlassen das Hotel, um schon einmal die Lage von einigen Banken und die Öffnungszeiten zu erkunden. Wir laufen quer durch die Slums, zurück nehmen wir besser ein Taxi, keine besonders sichere Gegend hier. Ein offenes Internet Office finden wir nicht, erkundigen uns aber nach einigen Banken. Die S.G.B.C-Bank wird uns mehrfach genannt. Schließlich fahren wir ins „La Terrasse“, in dem wir bei unserem ersten Aufenthalt, direkt neben unserem damaligen Hotel, schon mehrmals gewesen sind. Im Restaurant sieht man wieder einige weiße Männer, die mit einheimischen Frauen am Tisch

sitzen. Ich schaue mir eines dieser Mädchen kurz an, sie sieht wahnsinnig gut aus, denke mir jedoch nichts dabei. Draußen, als wir ein Taxi suchen, steht sie plötzlich hinter mir und berührt mich am Handgelenk. Sie sagt „Schatzi – komm...“ – aha, eine Professionelle! Wir flüchten in das gerade haltende Taxi, keine Lust auf so ein zweifelhaftes Abenteuer! Ab ins „Meumi“, Tagebuch in der Bar schreiben...

## 12. Tag, Montag, 28.01.2002 Yaoundé - Douala

Der Morgen beginnt mit einem mittelmäßigen Frühstück – der Kaffee schmeckt nach Hustensaft und das Omelette auch nicht viel anders. Dies wird ein Tag ausschließlich zur Beschaffung von Frischgeld. Wir verlassen gegen 8:30 Uhr das Hotel mit unseren Rucksäcken. Ziel ist die S.G.B.C.-Bank, die angeblich gegen VISA-Card Cash auszahlt. Die Filiale im Zentrum schickt uns zurück auf den Hügel, wo der Kongresspalast und die Deutsche Botschaft liegt. Dort gibt es eine weitere Filiale der Bank. Wir sehen an der Glastür zwei große VISA-Schilder! Geschafft! Die Bankangestellten verweisen auf einen Automaten, der außen steht. Ernüchert stellen wir fest, dass ich sowieso keine Automatenfunktion auf der Karte habe und Michael seinen PIN-Code nicht weiß, da er ihn in Europa nie braucht. Toll. Der wahrscheinlich einzige VISA-fähige Automat in ganz Kamerun und unsere Karten nutzen uns nichts! Wir gehen in die Bank zurück, fragen nach dem Filialchef, da Diskussionen mit Schalterangestellten nichts bringen. Ein junger Mann im traditionellen Gewand macht uns nicht viel Hoffnung. Hier geht es auf jeden Fall nicht – nur am Automaten. Vielleicht aber im Headquarter der Bank, das liegt aber im 270 km entfernten Douala! Dort nimmt man aber wahrscheinlich auch nur französische Kreditkarten. Toll. Wir sind bedient! Und wie. Gestern haben wir im „Meumi“ mit VISA bezahlt und so eine große Bank rückt kein Geld auf die Karte am Schalter raus! Das gleiche Spiel wiederholt sich in der African Bank, der Standard Chattered, der Western Union, der B.I.C.E.C.O und der Credit Lyonnaise Bank! Das kann doch nicht wahr sein! Dies ist die Hauptstadt des Landes! Ich denke zähneknirschend an den Werbespruch: „Die Welt spricht VISA!“ Auf jeden Fall nicht in Kamerun!

Entnervt gehen wir auf das Deutsche Konsulat, vor dem eine lange Schlange mit Einheimischen steht, die ein Visum oder eine Aufenthaltsgenehmigung beantragen wollen. In der Schlange stehen Geschäftsleute, Studenten und sehr einfach gekleidete Leute. Mit unserem Reisepass kommen wir da schnell vorbei und werden vom schwarzen Wachpersonal durchgelassen. Ein netter deutscher Beamter macht uns wenig Hoffnung. Nach Artikel 5 des Konsulatsgesetzes kann er uns maximal den Heimflug finanzieren, wenn wir alles verloren haben oder krank und mittellos sind. Genau das sind und wollen wir nicht! Eine Weiterreise kann er uns nicht per Kleinkredit finanzieren. Er erzählt uns, dass in den letzten zwei Monaten des vorigen Jahres hier öfters Rucksacktouristen vor ihm saßen. Die hatten allerdings das Problem, dass keine Bank mehr DM-Bargeld annahm, da der Euro nahte. Viele von denen mussten ihren Trip abbrechen. Wir verabschieden uns und sehen echt schwarz. Wenn wir unsere Ernährung auf Kekse, Früchte vom Markt und noch heruntergekommenere Herbergen als bisher umstellen, würden wir es noch eine Woche schaffen. Verlockende Aussichten. Wir versuchen es noch bei zwei weiteren Banken und haben jetzt gestrichen die Nase voll. 6000 CFA haben wir heute für Taxis ausgegeben, das letzte Taxi soll uns zur Busstation nach Douala bringen. Der Fahrer ist ein bärtiger und lustiger Muslim und gut drauf, wir weniger. Nach einem Kilometer stoppen uns zwei schwerbewaffnete Soldaten mit Sturmgewehr, Kampfdolch und Stahlhelm und wollen die Reisepässe sehen. Sie sind sehr höflich, interessieren sich aber mehr für die Papiere des Fahrers. Am Busbahnhof, auf dem wir bei unserem ersten Besuch in Yaoundé bereits angekommen waren, steht zufällig gerade ein Bus nach Douala. Wir lösen hastig unsere Tickets und schmeißen die Rucksäcke in den noch geöffneten Kofferraum unter dem Bus. Wir bekommen gerade noch einen Platz und schon startet der Bus. Die Sitze wurden wohl ursprünglich für Pygmäen konzipiert - eine 2er- und eine 3er-Reihe, kein Platz für meine Knie und das drei Stunden lang. Der Bus ist dafür 2 Stunden schneller als der Zug und preiswerter. 50 km vor Douala ist die Straße gesperrt, wir machen einen kleinen Abstecher in den Dschungel. Dann geht es wieder durch die langen Vororte und Slums von Douala. Am Busbahnhof nehmen wir uns ein Taxi, das Michael nach wenigen hundert Metern stoppt, weil er eine S.G.B.C.-Bank gesehen hat. Er springt aus dem

Taxi, ich bleibe beim Gepäck. Der Fahrer meint, wenn er hier länger warten soll, verdoppelt sich der Preis. Da ich dazu keine Lust habe, bezahle ich ihn und steige mit dem gesamten Gepäck aus. Das Taxi verschwindet im dichten Verkehr und ich frage mich, ob ich Michaels Kameratasche im Auto liegen gelassen habe oder er sie vorhin mitgenommen hat. Eine nette und gut gekleidete Farbige erklärt Michael gerade in perfektem Englisch, dass die Filiale hier gerade geschlossen habe, es aber im Headquarter morgen sicher möglich sei, Bargeld zu bekommen. Ich sehe zu meiner Erleichterung, dass Michael seine Kameratasche bei sich hat! Wir waren ursprünglich auf dem Weg in die Katholische Mission, ich schlage Michael jedoch vor, in die Seemannsmission zu fahren. Vielleicht weiß das Pfarrerehepaar Rat. Michael ist davon nicht so begeistert, ich bestehe aber darauf und er willigt schließlich ein. Frau Posselt, die mit ihrem Mann zusammen die Seemannsmission leitet, schaut uns etwas verwundert an, da wir erst in zwei Wochen wieder nach Douala kommen wollten. Wir schildern unser Problem, zusätzlich vermischen wir auch noch ein wenig Geld, das wir wahrscheinlich im Norden verloren haben. Die Posselts machen uns den Vorschlag, dass in Deutschland noch heute jemand Geld auf das Konto der Seemannsmission in Bremen überweisen sollte. Mit der gefaxten Bestätigung würden sie uns sofort das Geld in CFA auszahlen! Wow! Supernetz! Gerettet! Es ist 17 Uhr, wir erreichen niemanden in Deutschland. Mir kommt die Idee, hier in einem Internet Office das Geld von meiner Bank zu überweisen, einen Screen-Dump kann ich als Bestätigung ausdrucken. Alles was mir dazu fehlt, ist eine gültige TAN-Nummer für die Transaktion! Ich rufe noch einmal zuhause an und es hört tatsächlich jemand! Ich bekomme die TAN, wir machen uns sofort auf den Weg ins nächste Internet Office. Jetzt steht nur noch die Frage, ob die Zugangssoftware des Anbieters Java Applets gestattet, da diese oft unabhängig von den Einstellungen im Browser abgeblockt werden. Die Banksoftware läuft allerdings komplett in Java! Ich habe Glück, alles funktioniert, sogar ein Ausdruck ist möglich. Da es inzwischen schon dunkel ist und vor dem Office einige Burschen sehr aggressiv nach Geld fragen, nehmen wir ein Taxi für die Rückfahrt. Posselts zahlen uns den überwiesenen Euro-Betrag sofort in CFA aus! Der Trip ist gerettet! Nochmals vielen Dank an dieser Stelle an Johanna und Martin, besonders an Johanna! Jetzt können wir uns auch wieder ein anständiges Essen für 4 € leisten, ohne knausern zu müssen! Ein Zimmer bekommen wir leider nicht mehr in der Seemannsmission. Johanna vermittelt uns noch ein Taxi zur Katholischen Mission, wo wir ursprünglich übernachten wollten. Ein schwarzer Hüne, der gut Englisch spricht und wie Mr. Bean klingt, vermietet uns ein Zimmer mit Frühstück. Das Zimmer ist riesig, alles sieht wie in den 50er Jahren aus und ist aseptisch sauber. Die Toiletten sind draußen auf dem Gang. Das feuchtheiße Klima der Küste ist hier auch nachts fast unerträglich. Wir schmeißen die laute und uralte Klimaanlage an, dokumentieren den Tag kurz im Tagebuch und schlafen schnell unter dem „Dach des Herrn“ ein.

**13. Tag, Dienstag, 29.01.2002 Douala - Bafang**

Nachts gegen 1:30 Uhr werde ich wach. Das Moskitonetz ist über mir zusammengekracht. Es lag wieder mal nicht an meinem TESA-Haken, den ich verwende, wenn man das Netz nirgendwo aufhängen kann, sondern an dem Untergrund, der nicht stark genug für den TESA-Powerstrip war. Ich mache den Haken an einer anderen Stelle fest, in der Hoffnung, dass dieser bis zum Ende der Nacht durchhält. Gegen 6:30 Uhr werden wir von Kirchengesang geweckt. Unten wird gerade die Morgenmesse gehalten. Wir gehen gegen 7 Uhr hinunter, an den offen stehenden Türen eines kleinen Saales vorbei, wo die Messe abgehalten wird. Das Frühstück gibt es in einem anderen kleinen Saal. Zwei riesige Gemeinschaftstische sind gedeckt mit einem großen Korb voll Baguettes, je einem Riesentopf voll Konfitüre und ausreichend Butter. Ich suche Kaffeetassen - Fehlanzeige. Auf einer Kommode stehen große Schüsseln, in die der Kaffee aus großen Behältern gezapft wird. Da passt ja fast ein Liter rein! Der Kaffee schmeckt vorzüglich, ich behaupte mal, es ist der beste schwarze Sud, den ich je getrunken habe! Wir sind die einzigen Leute weit und breit, das Personal ist bestimmt noch zur Andacht. Ich hole mir noch eine halbe Schüssel von dem gut schmeckenden, frischen Kaffee und esse noch ein Riesenstück Baguette. Wir wollen heute in den Westen aufbrechen, keine Ahnung wann wir wieder was zu Essen auftreiben können. Vom Dach der katholischen Mission aus hat man einen schönen Ausblick auf den Hafen. Unten im Hof stehen einige noble Geländewagen herum, in die jetzt gutbetuchte Schwarze einsteigen, die Messe scheint zu Ende zu sein. Gegen 8 Uhr verlassen wir die katholische Mission. Diese ist neben der Deutschen Seemannsmission unbedingt als saubere und preiswerte Unterkunft in Douala zu empfehlen!

Wir stoppen ein Taxi im dichten Frühverkehr. Es soll uns zum Busstand nach Bafoussan bringen. Die Kleinbusunternehmen, die in den Westen fahren, liegen weit draußen vor der Stadt in den Slums. Wir fahren bis dorthin etwa 20 Minuten am Hafen, dem mächtigen Wouri-Fluß und Industriegebieten vorbei. Am Ziel angelangt sehen wir viele heruntergekommene Kleinbusse herumstehen, meist sind es einfache Buschtaxis. Wir steigen aus und werden sofort von den Schleppern der Busunternehmer umworben. Wir lassen uns zu einem Unternehmen bringen, das Bafoussan anfährt. In einer Bretterbude lösen wir die Tickets. Man sagt uns, der Kleinbus würde gegen 9 Uhr losfahren. Wir trinken noch eine lauwarme Cola und steigen in den Kleinbus der Linie KIMBA Express ein, der schon ein wenig größer als ein normales Buschtaxi ist. Es dauert etwa 30 Minuten, bis der Bus vollgestopft ist. Wir sitzen ganz hinten, wo normalerweise genau 4 Sitzplätze wären. Bald sitzen wir mit 3 weiteren Erwachsenen und 2 Kindern zusammen. Der Bus ist jetzt nach afrikanischem Maßstab zwar richtig voll, aber kein Fahrer lässt sich blicken. Es dauert noch einmal 30 Minuten bis zur Abfahrt. Bis dahin erscheinen etwa 40-50 kleine Händler vor meinem geöffneten Fenster und wollen mir und den anderen Fahrgästen irgendetwas verkaufen. Da ist aber auch so ziemlich alles im Angebot, was man sich vorstellen kann: Uhren, getrockneter Fisch, Baguettes, Zahnpasta, Mineralwasser, Papiertaschentücher, Taschenlampen, Transistorradios, Handys, Binder, Handtücher, Früchte, Nüsse, Unterwäsche und vieles mehr. Die Waren werden meist von Kindern oder Jugendlichen, die Schüsseln auf dem Kopf balancieren, angeboten. Ich unterhalte mich mit Michael über die unglaubliche Geschicklichkeit beim Balancieren der Schüsseln und Kisten auf den Köpfen der Händler. Ich vermute mal, dass die festgetuckert sind. Wie bekommen die das sonst bloß so hin? Michael meint lächelnd, das wird schon so sein, wie ich vermute. Sie schlafen mit den Kisten und Schüsseln auf dem Kopf auch nachts, früh werden sie dann nur noch aufgefüllt. ;) Zwei professionelle Verkäufer mit Schlips kommen halb in den Bus herein und versuchen, wie bei uns der klassische Staubsaugervertreter, ein Zahnpasta + Zahnbürste-Bundle zu verkaufen.

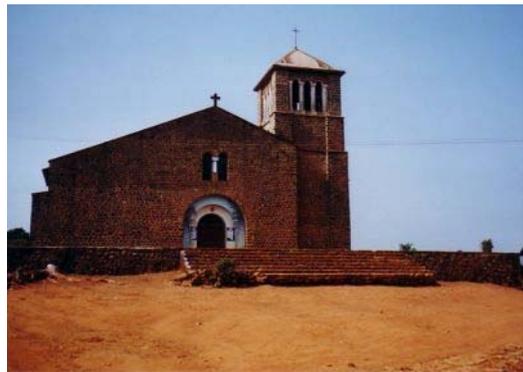
Die Fahrgäste werden langsam unruhig. Ein Passagier benutzt die Hupe des Busses, ein anderer trommelt lautstark auf die Außenhaut desselben. Ich mache da mit, weil es cool klingt und wir jetzt schon eine Stunde auf der hintersten Bank eingeeengt auf die Abfahrt warten! Endlich, der Fahrer kommt irgendwo her und startet den Bus! Die Fahrt geht vorbei an den Slums hinaus auf das Land. Hier gibt es nicht die schönen Rundhütten wie im Norden, sondern Wellblech- und Bretterbuden. Unterwegs wieder zahlreiche Polizeikontrollen. Es ist immer das gleiche Spiel: Der Fahrer steigt mit seinen Papieren aus und geht zu den Polizisten hinüber. Keine Ahnung, ob er da Schmiergeld abliefert oder die tatsächlich was kontrollieren. Nur gut, dass wir nicht mit eigenem Auto unterwegs sind. Ab und an gibt es einfache Schlagbäume mitten auf der Straße, wo Maut kassiert wird. Dies ist eine willkommene Gelegenheit für kleine Händler, ihre Waren durch das geöffnete Fenster vor die Nasen der Passagiere zu schwenken und lauthals anzupreisen. Wir kaufen uns ein paar Kartoffelpufferartige frittierte Mehlkugeln. Michael isst zwei davon, ich erst mal nur eine. Höllisch scharf das Zeug, keine Ahnung, ob das ein europäischer Magen mitmacht. Wir kommen jetzt in das Land der Bamileke, zu erkennen an den pyramidenartigen Mehrfachdächern einiger Häuser. Wir entscheiden, dass wir heute in Bafang übernachten und morgen nach Bafoussan weiterfahren. Gegen 14 Uhr erreicht der Bus Bafang. Ich steige zum Fenster aus, da alles andere zu lange dauert und der Bus sehr voll ist. Michael folgt mir nach, wir bekommen die Rucksäcke vom Dach heruntergeworfen, der Bus setzt seine Fahrt fort. Wir stoppen nach ca. 300 m ein Taxi-ähnliches Gebilde, ein total heruntergekommener uralter VW-Passat, wo nicht mehr gar soviel funktioniert, der total verbeult und innen sehr schmutzig ist. Die Beifahrertür scheint sich nur mit Spezialkenntnissen öffnen zu lassen, wie zwei Frauen feststellen müssen, die bereits auf dem Beifahrersitz saßen und jetzt aussteigen wollen. Wir steigen trotzdem ein und lassen uns ins „La Calypso“ bringen, einem ganz netten kleinen Hotel. Wir nehmen das billigste Zimmer, da die anderen über unserem maximalen Limit von 15 € liegen.

Ich gebe dem Hotelangestellten ein wenig Trinkgeld, dafür bekommen wir ein Zimmer mit Ausblick über das Tal hinter dem Hotel, was uns eigentlich egal ist. Wir trinken etwas, bauen die Moskitonetze auf und machen uns zu Fuß auf den Weg in den Ort. Bafang ist Hauptort des Verwaltungsbezirkes Haut Nkam und Eingang zum Land der Bamileke, einer Volksgruppe, die als sehr erfolgreiche Händler bekannt ist. Der Ort ist nicht weiter interessant, es gibt eigentlich nur einen kleinen Wasserfall am Ortseingang und eine unbedeutete Chefferie. Wir nehmen uns ein Taxi und lassen uns zum Wasserfall fahren. Wir müssen ein paar Schritte in den Dschungel laufen. Der Taxifahrer und ein kleiner Junge kommen mit. Und da ist er auch schon zu sehen: Ein etwa 40 m in die Tiefe fallender kleiner Wasserfall. Unten ist ein wildes, schwer zugängliches Tal zu sehen. Hier wird gerade ein Weg gebaut, der den Zugang zu diesem Tal, zum Wasserfall komfortabel erschließen soll. Wir lassen uns wieder zurück in den Ort fahren, machen einen kurzen Abstecher in die Chefferie. Durch ein sehr schönes Portal aus riesigen gekreuzten und hölzernen Elefantenstoßzähnen gelangen wir auf einen großen Platz. Am Ende des Platzes liegt der sehr kleine „Palast“. Der Chief ist nicht da und auf Besuch scheint man hier auch nicht eingestellt zu sein. Wir verlassen die Chefferie und lassen uns zur Kirche des Ortes fahren. Der Taxifahrer kann nicht herausgeben, wir fahren noch einmal in einen kleinen Laden zum Wechseln und zurück zum katholischen Gotteshaus. Wir nehmen für ca. 15 Minuten an einem Gottesdienst teil und verlassen das geweihte Haus wieder. Hinter der Kirche kann man auf einem roten Lehmweg, umgeben von Hügeln mit Kaffee- und Bananenplantagen, spazieren gehen. Man hat von dort einen schönen Ausblick über ein weiteres Tal, in welchem einzelne Gehöfte liegen. Wir laufen an der Rückseite der Kirche vorbei und zurück in den Ort. Wir machen an einer einfachen Straßenkneipe halt und genehmigen uns eine Cola. Im kleinen TV über einer

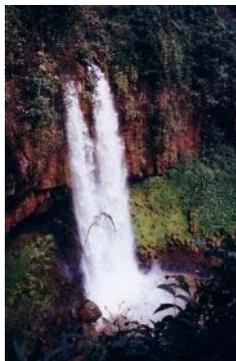
Kühlruhe, an der ein AIDS-Aufklärungsplakat klebt, läuft Derrick – in Französisch, eine uralte Folge aus den siebziger Jahren. Doch bald ist es mit der Ruhe vorbei, es wird umgeschaltet, ein Fußballspiel fängt an. Heute spielt Kamerun gegen Togo. Schnell bildet sich eine Traube von Menschen um den kleinen Apparat, zusätzliche Stühle werden herangeschafft und das letzte aus dem Verstärker und den externen Lautsprechern herausgeholt. Wir flüchten wieder mal vor König Fußball, kaufen uns noch in der Kneipe, die gleichzeitig über einen minimalistischen Tante-Emma-Laden verfügt, ein paar Kekse. Wir flüchten ins La Calypso, gehen in das Restaurant des kleinen Hotels. Die Küche soll ja sehr exzellent sein, allerdings haben wir keinen rechten Hunger. Schade für das nette und zuvorkommende Personal, deren einzige Gäste wir sind. Wir gehen zu Bett, morgen wollen wir über Bafoussan weiter nach Foumban, dem Sultanssitz des Königreiches Bamoun.



Douala – Katholische Mission



Bafang - Kirche



Bafang - Wasserfall

#### 14. Tag, Mittwoch, 30.01.2002 Bafang - Bafoussan - Foumban

Nach dem Frühstück begleitet uns ein Hotelangestellter zu einer Kreuzung, die wir gestern mehrmals zu Fuß und im Taxi passiert hatten. Hier fahren einige Buschtaxis ab. Er führt uns zu einem alten Kleinbus, der so aussieht, als ob er gleich fahren würde. Unser Gepäck wird eilig verladen, wir bekommen einen Platz direkt an der Schiebetür und haben somit genug Beinfreiheit. Im Buschtaxi ertönt lebensfrohe und coole afrikanische Musik, ich fühle mich wohl. Die Fahrt geht zunächst bergauf, vorbei an zahlreichen Plantagen, einfachen Holzbaracken, Bretter- und Wellblechbuden – den Behausungen des Großteiles der hiesigen Bevölkerung. Es folgen zahlreiche Stopps wegen Polizeikontrollen, Straßenmaut oder dem Ein- und Aussteigen von Passagieren und die bekannten Händlerofferten. Da ich an der Tür sitze, kann und muss ich öfters aussteigen. Eine ältere Frau steigt in den Bergen aus, lässt sich mehrere große Säcke vom Dach des Kleinbusses herunterreichen. Beahlt man eigentlich mehr für soviel Gepäck? Während ich noch darüber nachdenke und die Landschaft betrachte, fährt der Kleinbus an. Ich springe, während das Buschtaxi anrollt, auf, der Fahrer grinst, er hatte mich draußen stehend sicher nicht bemerkt. Wir bekommen nach ein paar Kilometern wieder neue Passagiere – einen Moslem und einen Handymenschen mit weißem Hemd und Binder.

Nach ca. 2 h Fahrt kommen wir gegen 11 Uhr in Bafoussan an. Der Buschtaxi-Bahnhof sieht auf den ersten Blick chaotisch aus. Der Fahrer muss schon sein ganzes Können aufbieten, um überhaupt auf den Platz auffahren zu können, denn die Einfahrt ist von ab- und ankommenden Kleinbussen blockiert. Er findet sogar einen Parkplatz in der langen Reihe der parkenden Buschtaxis. Wir steigen aus, sofort werden wir von Werbern anderer Kleinbusse umringt, die uns eine Weiterfahrt vermitteln wollen. „Douala, Douala! Monsieur?“ Nein, wir wollen nicht nach Douala, sondern weiter nach Foumban. Schnell ist ein Gefährt gefunden, das schon turmhoch beladen und bis auf die allseits unbeliebte letzte Rückbank schon voll besetzt ist. Der Gott der Buschtaxi-Reisenden meint es heute gut mit uns, wir müssen zum zweiten Mal an diesem Tag nicht stundenlang auf die Abfahrt warten! Ich scanne noch schnell den angrenzenden Markt nach Mineralwasser ab, da ich heute früh vergessen hatte meine Malariaphylaxe einzunehmen. Nach knapp 20 Minuten ist es soweit, der Kleinbus ist zur Abfahrt bereit. Wir sitzen ziemlich weit hinten, weit weg von der einzigen Schiebetür in einem mehrfach überladenen Kleinbus. Zum ersten Mal kommen mir leichte Bedenken. Vielleicht ist es das umständliche Ein- und Aussteigen, weshalb auch die Einheimischen nur ungern hinten sitzen wollen. Auch ein älterer Herr wollte nicht zu uns hinter. Der stämmige schwarze Fahrer, ich habe ihn Bud getauft (Er sieht wie das schwarze Pendant zum Haudrauf-Mimen Bud Spencer aus und hat auch die Tonlage der deutsche Synchronstimme.), macht ihm unmissverständlich klar, dass er nach hinten muss. Ich glaube zwar nicht, dass der Bus sich bei dieser Beladung auch nur einen Zentimeter bewegt, aber das muss er wohl sicher schon seit Jahren, Tag für Tag. Und richtig - er verlässt ächzend den Platz. Natürlich erst einmal nur bis zur Tankstelle gegenüber, da der Fahrer erst jetzt mit dem Geld der Fahrgäste auftanken kann. Die nächste Polizeikontrolle lässt nicht lange auf sich warten, Bud schlendert lässig und in aller Seelenruhe hinüber zu den Uniformierten, zeigt kurz seine Papiere und steigt wieder ein. Unterwegs steigen noch zwei junge Frauen und eine korpulente ältere Dame zu. Jetzt wird es richtig eng bei uns hinten. Der Kopf des alten Herrn neben mir landet auf meiner Schulter, der Kopf der Frau vor mir auf meinem Unterarm, den ich auf die Lehne gestützt hatte. Steffen – das menschliche Kissen! Beim nächsten Schlagloch lösen sich die beiden Häupter von mir. Der ältere Herr döst aber gleich wieder ein und lehnt sich gemütlich bei mir an. Ich mache heimlich ein Foto vom Innenraum des Buschtaxis. Und schon wieder eine Kontrolle! Ist das nervig! Manchmal beträgt der Abstand zwischen zwei Kontrollen nur einen Kilometer! Was soll das? Hier spielt doch Verkehrssicherheit keine

Rolle, sonst müssten die meisten Buschtaxis aus dem Verkehr gezogen werden. Wieder ein Stopp, Straßenmaut – das Sitzfleisch revoltiert. Der alte Herr neben mir wird wach, erzählt etwas von einer Mission und das er gleich aussteigen muss. Er weiß allerdings nicht so recht wo. Frauen diskutieren lautstark. Stopp. Wir halten, werden von Händlern umzingelt. Tiefende Fleischspieße tauchen haufenweise am Fenster auf. Erdnüsse, Bananen und Getränke werden lautstark angepriesen. Mir gefällt dies immer wieder, auch wenn ich selten etwas davon kaufe. Endlich! Wir erreichen das Sultanat der Bamoun und dessen Hauptort Foumban. Das Sultanat ist der südlichste islamische Vorposten in Kamerun, mit einer langen Historie. Hier residiert El Hadj Ibrahim Mbombo Njoya, der 19. Sultan in der Bamoun Dynastie, die bis in das Jahr 1394 zurückreicht. Wir suchen zunächst das billigste Hotel im Reiseführer auf, das „Beauregard“. Es soll sauber und 1997 renoviert worden sein. Frau Fuchs (Anm: die Autorin des Reisehandbuches), wo haben Sie nur Ihre Informationen her? Das Hotel ist eine einzige Bruchbude, zerschlissene Betten, verrostete Duschen, kein Wasser! Alles nicht so schlimm, aber das Bettzeug sollte wenigstens in Ordnung sein. Wir ziehen weiter und laufen die katholische Mission des Ortes an, die von belgischen Schwestern geführt wird. Dort soll es 5 saubere Zimmer geben. Zwei junge Männer öffnen und führen uns in einen Hinterhof. Dort zeigen sie uns einen Verschlag mit 6 Betten. Hier sieht es noch einen Tick übler aus als im „Beauregard“, Dusche und afrikanisches WC über den Hof. Ich habe nichts gegen sehr, sehr einfache Unterkünfte, weit weg vom europäischen Standard, aber ein gewisses Level an Sauberkeit sollte schon vorhanden sein. Meiner Meinung ist das hier nicht gegeben. Andere Unterkünfte haben wir aber nirgends gesichtet.

Die letzte Chance ist das „Le Chalet“, irgendwo am Ortsausgang. Einer der beiden jungen Männern bringt uns zum Taxi und sagt, dass es 1500 CFA kostet. Uns ist schon klar, dass der tatsächliche Preis nicht mal halb so hoch ist und er die Hälfte des Geldes vom Fahrer als Provision bekommt. Trotzdem steigen wir ein, da wir nicht wissen wie weit es bis zum Hotel ist. Der junge Mann begleitet uns. Das „Le Chalet“ liegt einige Kilometer außerhalb des Zentrums. Das Zimmer sieht besser aus als im „Beauregard“, aber sehr heruntergekommen wie das ganze Hotel, dessen Vorderfront ein wenig gestrichen worden ist. Wir nehmen es trotzdem. Jetzt wird auch klar, warum der junge Mann mitgekommen ist, er bietet sich als Guide an. Seine bisherigen Erläuterungen beschränkten sich allerdings auf: „Dort ist eine Schule.“, „Das ist die Western Union Bank.“ Wir sind nicht blind. Und Englisch kann er auch nicht. Wir schicken ihn zurück, sagen ihm, dass wir uns nach der langen Reise erst einmal ausruhen müssen. Nach einer halben Stunde machen wir uns auf den Weg in die Stadt zurück. Das Hotel liegt etwas weit ab, ein paar einfache Behausungen säumen die rote Lehmstraße, die bis zu einer Teerstraße führt. Dort nehmen wir uns ein Taxi. Und dieses kostet für die gleiche Strecke nur 500 CFA. Es zeigt sich wieder, dass man sich niemals ein Taxi vermitteln lassen sollte. Wir lassen uns bis zum Sultanspalast fahren. Der Eintritt ist inklusive Führung fair und angemessen. Fotografiert werden darf nur von außen. Der Sultan hält gerade Hof, sitzt im Haupteingang des Palastes auf einem Sessel. Wir erfahren von unserem Führer einiges zur Geschichte des Sultanats. Der Palast wurde 1913, nachdem der letzte aus Bambuswänden und Strohdächern bestehende Palast abgebrannt war, vom legendären Sultan Njoya in Anlehnung an die deutsche Gouverneursresidenz (Buea) in Ziegelbauweise errichtet und 1917 fertig gestellt. Wer sich mehr für den bemerkenswertesten 17. Sultan der Bamoun Dynastie interessiert, dem empfehle ich das Buch „Mandu Yenu“ von C.Geary und A. Ndam Njoya (direkter Nachfahre) aus dem Trickster Verlag München (1985).

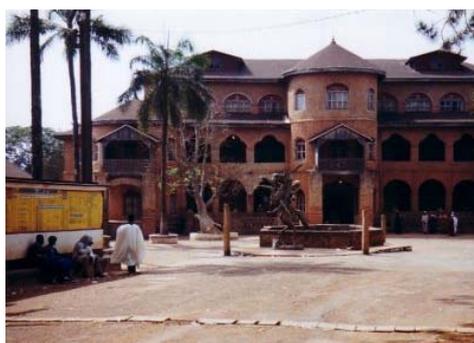
Das Museum des Palastes befindet sich im linken Flügel und ist bemerkenswert gut geordnet. Einige Ausstellungsstücke sind auch beschriftet. Hier befinden sich kultische Gegenstände, Waffen, Gewänder, Tanzmasken und vieles mehr aus der langen Geschichte der Bamoun Dynastie. Sehr interessant finde ich die Kriegssitte der Bamoun, ihren toten Feinden die

Unterkiefer herauszureißen und diese an den Hof des Sultans zu bringen. Im Museum stehen zwei große Kalebassen, die mit einer Vielzahl von Unterkiefern verziert sind und aus denen der Sultan Wein trank. Das Englisch des Führers ist sehr schwer zu verstehen, aber er gibt sich sehr große Mühe und nimmt sich viel Zeit, uns die Geschichte seines Volkes näher zu bringen. Da nur das Museum und leider nicht die Frauenhäuser des Palastes zugänglich sind, verlassen wir das Anwesen wieder. Am Eingang wimmeln wir noch zwei Guides ab, die uns eine Führung durch die Stadt anbieten wollen. Wir „flüchten“ auf den großen Markt von Foumban, der genau gegenüber des Palastes liegt. Dieser unterscheidet sich nicht wesentlich von anderen Märkten Kameruns, nur das er um die große Moschee von Foumban herum angesiedelt ist und daher eine recht hübsche Kulisse besitzt. Es ist jetzt 16:30 Uhr, wir haben seit dem Frühstück nichts zu uns genommen. Wir suchen das „Royal Cafe“, das einem Sohn des amtierenden Sultans gehören soll. Da wir es nicht finden können, heuern wir einen kleinen Jungen an, der uns hinführt. Das „Royal Cafe“ ist ein einfaches Lokal mit Plastikstühlen im Keller eines Hauses, welches eine Terrasse mit einem sehr schönen Blick über einen Teil der Stadt hat. Der Chef des Lokals sagt, dass er nur noch Hühnchen oder Fisch für eine Person vorrätig hat. Wir nehmen das Hühnchen mit Kartoffelchips und Kochbananen. Vor und während des Essens wollen uns zwei etwa 10-jährige Jungs ein etwa 50 x 30 x 30 cm großes, sehr schönes Holzmodell des Palastes verkaufen. Selbst wenn wir es kaufen wollten, wir haben keine Möglichkeit, es zu transportieren, da wir noch eine Woche das Land bereisen wollen. Leider verstehen die Kinder das nicht. Ich versuche es mit Pantomime. Sie ziehen nach etwa 20 Minuten traurig ab.

Wir bezahlen und verlassen das Lokal, da inzwischen der TV-Apparat mit ohrenbetäubender Lautstärke angestellt wurde und sich eine beachtliche Anzahl von Fußballfreunden davor gruppiert hat. Wir suchen jetzt noch so etwas wie einen kleinen Supermarkt, um Mineralwasser und ein paar Kekse aufzutreiben. Fehlanzeige. Wir steuern einen kleinen Schuppen an, wo zwei junge Männer alles Mögliche auf etwa 8 qm Fläche verkaufen, und werden fündig. Jetzt noch ein Taxi und zurück ins Hotel. Der Fahrer versucht uns 1000 CFA abzuknüpfen, wir lehnen ab, er lenkt bei den üblichen 500 ein. Vor dem Hotel will er wieder 1000 CFA, ich gebe ihm 600, da das Taxi nicht ganz so schmutzig wie sonst war. Reicht ihm immer noch nicht, wir lassen ihn stehen. Wir gehen auf unser Zimmer, das Hotel ist leer und die Gänge sind dunkel. Jetzt betrachten wir das Zimmer ein wenig genauer, es entpuppt sich als die mieseste Bruchbude, die wir bisher hatten. Wir wollen gerade nach unten gehen, um Tagebuch zu schreiben, da fällt der Strom aus. Ich setze meine Stirnlampe auf, gehe durch das stockfinstere Hotel. Einige Türen stehen offen. Ist da jemand drin? Wasserhähne tropfen laut vor sich hin. Echt starkes Gruselfeeling hier! Ich höre Schritte. Ein Hotelangestellter kommt mir entgegen und meint, das sei Afrika. Ist ja kein Problem, wir gehen in die Hotelkneipe. Nach 5 Minuten haben wir eine Kerze und 2 Cola auf dem Tisch stehen. Wir schreiben Tagebuch, nach 30 Minuten ist der Strom wieder da. Gegen 22 Uhr gehen wir zu Bett. Morgen wollen wir zurück nach Bafoussan.



Zwischenstopp in Bafoussan



Palast von Sultan El Hadj Ibrahim Mbombo Njoya



Unser Event-Room im Le Chalet

**15. Tag, Donnerstag, 31.01.2002 Foumban - Bafoussan**

1:00 Uhr nachts, Michael schlägt Alarm: „Sie kommen!“ Ich frage: „Wer denn?“ und denke an die Bamoun-Krieger, bin um meinen Unterkiefer besorgt, da mich diese Kriegssitte auch noch im Traum beeindruckt hatte. Nein, es raschelt links von uns. Wir fachsimpeln: Kakerlaken? Mäuse? Oder gar Ratten? Richtig beunruhigt wäre ich bei Ratten, denn die übertragen das gefährliche Lassafieber und sollen auch viel größer als die in Europa sein. Michael meint, es seien Mäuse. Unter dem geschlossenen Bettkasten hatte er nachmittags schon Mäusekot entdeckt. Ich tippe auf Kakerlaken, hatte schon nachmittags meine Schuhe an die Wand gehängt und meinen Rucksack verschlossen. Michael stellt seinen Rucksack auf einen Schemel, wir machen das Licht wieder aus. Es raschelt wieder – aus der Richtung seines Rucksacks! Jetzt wollen wir es wissen. Licht an! Wir räumen den Rucksack aus, ich stehe mit Trekkingstiefel in der einen und Klappmesser in der anderen Hand bereit. Nichts zu finden. Wir beschließen, das Licht anzulassen, vielleicht hilft das, wenn es sich um Kakerlaken handelt. Falls es Mäuse sind, haben die hoffentlich soviel Anstand, nicht ins Bett hochzukommen. Das „Le Chalet“ entpuppt sich als echtes „Erlebnishotel“! Es sind noch 6 Stunden bis zum geplanten Aufstehen, wir sind müde und bringen es tatsächlich fertig, wieder einzuschlafen. Der Morgen bringt dann die Bestätigung beider Ungeziefer-Theorien: Auf dem verdreckten und baufälligen Minibalkon des Zimmers liegt eine mittelgroße Kakerlake und in der Ecke eine leere Anti-Mäusepulverschachtel. Wir bekommen nicht heraus, was uns nun wirklich in der Nacht belästigt hat. Schade.

Trotz verständlicher Vorbehalte frühstücken wir im Hotel. Ich möchte nicht wissen, wo und wie es zubereitet wurde und wie viel Kakis dabei zugeschaut haben! Nach dem Frühstück verlassen wir sofort das „Le Kaki“, wie wir es von nun an nennen. Am Ausgang des Hotels empfängt uns der junge Mann, der uns gestern ein Taxi zum dreifachen Preis „vermittelt“ hatte. Er glaubt, dass er uns heute die Stadt zeigen kann und das mit fast Null Englischkenntnissen. Er geht auf der roten Lehmstraße, die wir jetzt mit vollem Gepäck bis zur nächsten befahrenen Straße laufen, neben uns her. Ich halte ein Taxi an, platziere beide Rucksäcke großzügig auf der Rückbank, so dass nur Michael noch Platz findet und steige vorn ein. Somit ist kein Platz mehr für unseren ungebetenen Guide, der natürlich auch dieses Taxi vermitteln wollte. Dafür kostet die Fahrt bis zum Buschtaxi-Stand aber auch nur 500 CFA. Wir sind noch nicht aus dem Taxi raus, da brüllen uns die Werber auch schon ins Ohr, wollen wissen, wo wir hinwollen. Einer von ihnen bringt uns zu einem schon fast voll gestopften Kleinbus, der nach Bafoussan fährt. Wir können es kaum glauben, die vorderen Sitzplätze neben der Schiebetür sind noch frei! Wir legen schnell unsere Daypacks auf die Sitze. Michael geht um das Buschtaxi herum und zeigt mir, wer heute noch mitfährt: zwei mittelgroße lebende Hausschweine! Die liegen in Bastaschen eingeschlagen auf dem Boden und warten auf die Verladung. Den Slogan „Essen auf Rädern“ scheint man hier auch zu kennen. Die Schweine werden an den Haxen zusammengebunden und schwungvoll auf den Dachgepäckträger hochgereicht und dort abgelegt. Ein Schwein grunzt ein wenig, vielleicht stehen beide unter Drogen oder reisen öfters mal durch die Gegend und sind dergleichen gewohnt. Ein älterer, sehr gut gekleideter Herr grüßt uns herzlich und wünscht uns einen schönen Tag und eine gute Weiterreise, ist einfach nur freundlich. Der Kleinbus ist abfahrbereit, wir fahren los. Unterwegs wieder die üblichen Polizeikontrollen. Hier errichten die Beamten richtige Straßensperren! Auf der einen Seite der Fahrbahn blockieren große Feldsteine die Weiterfahrt, auf der anderen Seite ein selbst gebautes Nagelbrett, welches ein Helfer zurückzieht, wenn ein Fahrzeug passieren darf. Das Ganze erscheint mir eine kamerunische Spielart der deutschen ABM zu sein. Es werden stets nur die Papiere des Fahrers, ganz selten die der Passagiere kontrolliert. Der Fahrer geht ganz schön in die Kurven, den beiden Schweinen über uns ist sicher schon kotzübel. Aber zwischen meinem Rucksack und den beiden Tieren sind zum Glück noch ein paar andere Gepäckstücke verstaut! In

Bafoussan angekommen nehmen wir uns ein Taxi, Ziel ist das „Palace Garden“. Der Fahrer fährt uns zu einer Bauruine am Stadtrand. Das kann es ja wohl nicht sein! Auch das nächste Hotel „Le Paradies“ entspricht nicht der Beschreibung im Reisehandbuch. Es ist noch weiter außerhalb gelegen und über einen langen staubigen Lehmweg zu erreichen, ähnlich wie das „Le Kaki“ in Foumban. Hier kommt nicht mal ein Taxi vorbei, wir lehnen ab. Wir lassen uns zurück an die Hauptstraße fahren, finden dort das „Sare Hotel“. Das Hotel liegt nur 300 m abseits der Hauptstraße, ist sehr ruhig und für afrikanische Verhältnisse in dieser Preislage recht ordentlich. Wir bekommen ein schönes gemauertes Boukarou, die Suche hat ein Ende – wir haben noch viel vor heute. Nach dem Check In gehen wir sofort zurück zur Hauptstraße und nehmen uns ein Taxi. Wir wollen nach Bandjoun in die Chefferie, die der bedeutendste und schönste noch erhaltene Fon-Palast des Bamileke-Landes sein soll. Das kleine Volk der Bandjoun hat eine eigene Dynastie innerhalb der Bamileke-Volksgruppe hervorgebracht – wir sind gespannt und hoffen nach den guten Erfahrungen mit dem Palast in Bamoun auf Ähnliches.

Der Palast liegt etwas abgelegen von der Hauptstraße, der Fahrer verlangt 5000 CFA, wenn er warten soll. Wir lehnen ab, werden sicher auch so irgendwie zurückkommen. In der ganzen Chefferie sieht man keinen Menschen, nur zwei Jugendliche, die hier Besucher begrüßen und auch gleich üppige Eintrittsgelder fordern (2000 CFA pro Person, pro Fotoapparat noch mal 1500). Das prächtige Versammlungshaus ist etwa 200 Jahre alt, 15 m hoch und wurde von Häuptling Nghoto erbaut. Es weist sehr schöne Holzschnitzereien an den zahlreichen Säulen auf, die um das ganze Gebäude herum die Dachkonstruktion und das dicke Grasdach tragen. Das alte Palastgebäude ist ganz aus Lehm und Bambus erbaut. Im Inneren des Versammlungshauses ist es angenehm kühl. Um einen runden Raum herum gibt es mehrere enge Gänge und kleinere Räume. Allerdings ist alles leer, keine Gebrauchsgegenstände, keine Möbel sind zu sehen. Der Fon soll hier allerdings noch Beratungen abhalten, obwohl er jetzt in einer riesigen klobigen Beton-Villa mit 50 Zimmern rechts vom Versammlungshaus wohnt. Ich steige auf einer sehr wackligen Leiter bis auf den Zwischenboden des Hauptraumes in ca. 10 m Höhe, aber dort ist auch nichts Besonderes zu sehen. Wir schauen uns das kleine Palastmuseum an. Hier gibt es eine Menge sehr seltener und sicher sehr wertvoller Exponate aus der Geschichte der Chefferie. Leider steht alles ein wenig arg gedrängt herum und nur wenige Ausstellungsstücke sind beschriftet. Gleich neben dem neuen Betonpalast steht jedoch schon ein neues Gebäude, ebenfalls reiner Beton, schmucklos und ohne nennenswerte traditionelle Architekturmerkmale. Hierher soll das kleine Museum demnächst umziehen. Erwähnenswert wäre vielleicht noch, dass der aktuelle Fon zur Zeit 60 Frauen und 352 Kinder hat und 56 Jahre alt ist. Da braucht der Fon sicher die saftigen Eintrittsgelder, allerdings hat er sicher auch genug andere Einnahmen, die ihm und den Seinen einen angenehmen Lebensstil ermöglichen. Wir streifen noch ein wenig auf dem Gelände herum, einer der beiden Jugendlichen ist bereits gegangen, der andere begleitet uns. Weit kommen wir nicht, bei den meisten anderen Gebäuden ist der Zutritt verboten. Wir laufen wieder hoch zur Dorfstraße und gehen noch ein wenig dieselbe entlang. Nach einiger Zeit kommt doch tatsächlich ein Taxi des Weges. Es ist mit drei alten Männern besetzt, wir quetschen uns auf die Hinterbank und fahren bis zur Hauptstraße mit. Von dort nehmen wir uns ein anderes Taxi, das uns zu einem akzeptablen Preis nach Bafoussan und von dort zum 10 km entfernten Mifi-Wasserfall bringt. Der Wasserfall fällt kurz hinter der Brücke, die über den Fluss Mifi führt, ca. 30 m in die Tiefe. Wir gehen erst rechts davon durch eine Bananenplantage und sehen, dass genau auf der anderen Seite eine steinerne Treppe hinab führt. Als wir diese erreichen, sehen wir, dass die letzten 15 Stufen dieser Treppe zusammengestürzt sind und es ziemlich gewagt wäre, da hinunter zu klettern. Angeblich soll man eine kleine Höhle hinter dem Wasserfall betreten können. Da mich Wasser und Wasserfälle seit frühesten Kindertagen faszinieren, bekomme ich auch die Hand vom Auslöser meines Fotoapparates nicht wieder herunter. Der Wasserfall

fällt tosend in ein wildes, unzugänglich erscheinendes Tal. Ich bin wie immer bei solchen Wassermassen schwer beeindruckt. Wir klettern die halb verfallenen Treppen wieder hinauf zur Straße, wo uns das Taxi abgesetzt hatte und laufen zurück nach Bafoussan. Man sollte nicht zu dicht an der Fahrbahn laufen, denn die Fahrzeuge fahren meist nur wenige Zentimeter mit einem Affenzahn an uns vorbei. Nach ca. 2 km stoppen wir ein Buschtaxi. Es ist ganz leer, mal von Fahrer und Beifahrer abgesehen. Wir lassen uns bei einem zweistöckigen Gebäude absetzen, an dessen Außenwand SUPERMARCHE in großen Lettern steht. Es entpuppt sich allerdings als ein größerer Tante-Emma-Laden. Wir kaufen uns Ölsardinen, Butter, Käse und Getränke, da wir nicht im Hotel essen wollen. Auf dem Rückweg besuchen wir in einem Hinterhof ein Internet-Office, das erstaunlicherweise sehr gut eingerichtet ist und schicken eine Mail nach Deutschland. Die Geschwindigkeit ist dank SAT-Verbindung recht akzeptabel. Zurück im Hotel nehmen wir unsere „SUPERMARCHE“-Beute zu uns und gehen anschließend ins Restaurant des Hotels. Zur Verwunderung des Kellners wollen wir nicht zu Abend essen, bestellen Cola und schreiben an unseren Reisenotizen. Wir sind wieder mal die einzigen Gäste. Wieder im Zimmer, schlafen wir schnell ein, ohne Mäuse und Kakerlaken.



Foumban – Tierische Mitreisende



Bandjoun – Dorfstraße



Bandjoun – Chefferie – Versammlungshaus



Die Mifi - Wasserfälle bei Bafoussan



Bandjoun – Chefferie



Bandjoun – Skeptische kleine Dorfbewohner



Bandjoun – Museum

**16. Tag, Freitag, 01.02.2002 Bafoussan - Douala - Kribi**

Nach einer Ungeziefer-freien und durchschlafenen Nacht bestellen wir ein einfaches Frühstück ohne Omelette. Der Kellner schaut ein wenig sauer – wieder kein Umsatz! Und als Michael auch noch seinen Käse von gestern Abend auspackt, steht ihm der Missmut ins Gesicht geschrieben. Wir verlassen nach dem Frühstück das „Le Sare“, laufen die ca. 300 m bis zur Hauptstraße und stoppen ein Taxi. Noch während wir unser Gepäck in den wie immer sehr schmutzigen Kofferraum packen, fragt uns ein auf der Rückbank sitzender Fahrgast in deutsch, ob wir aus Deutschland kommen. Der etwa 40-jährige Mann stellt sich als Direktor einer Grundschule in Bafoussan vor und zeigt uns diese auch, als wir daran vorbeifahren. Er hatte wie viele andere Kameruner, die wir bisher kennen gelernt haben, Deutsch als Wahlfach in der Secondary School. Er hat vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen und meint, dass man in Kamerun die Deutschen meist schätze. Das liegt natürlich am Fußball und an der wirtschaftlichen Stärke, die man in Kamerun auch gern hätte. Erstaunlich, was der Mann (43) nach ca. 25 Jahren noch so an deutschen Vokabeln drauf hat! Wir unterhalten uns aber trotzdem in Englisch weiter, da dies für ihn einfacher ist. Solche Kontakte zur Bevölkerung, zu interessanten Menschen bekommt man sicher nur schwer in Reisegruppen oder wenn man isoliert von den Einheimischen im Geländewagen das Land erkundet.

Nach einigen Minuten stoppt das Taxi und der Schuldirektor verabschiedet sich herzlich von uns. Am Buschtaxi-Stand werden wir wie üblich lautstark von den Werbern der verschiedenen Kleinunternehmen in Empfang genommen. Jeder will unser Gepäck aus dem Kofferraum ziehen und uns an seinen Ticketstand bringen. Wie immer lassen wir dies nicht zu, suchen uns selbst ein Unternehmen aus, tragen unser Gepäck allein. 2500 pro Person bis Douala – wir versuchen im ausgewählten Kleinbus einen Platz weit vorn beim Fahrer zu ergattern. Ein Träger meint, ich könne mich rechts hinter den Fahrer setzen. Kurze Zeit später reklamiert eine junge Frau diesen Platz für sich, obwohl sie denselben nicht, wie sonst üblich, mit einem Gepäckstück reserviert hat. Ich bleibe aus diesem Grunde sitzen. Sie steigt aus, holt einen anderen Träger, der mir mit Handzeichen bedeutet, dass ich mir doch einen anderen Platz suchen solle. Ich schaue ein grimmig, schimpfe ein wenig, räume aber den Platz, da ich den Sachverhalt nicht in Französisch erklären kann. Der erste Träger meint jetzt, dass wir beide vorn beim Fahrer auf dem Beifahrersitz Platz nehmen sollen. Bingo! Das ist der Platz mit der besten Aussicht! Ich schaue noch mal triumphierend zu der lästigen Sitzplatzbesetzerin rüber und sage in Deutsch: „So kann’s kommen, Du Gewitterziege!“ Wir warten noch ca. 15 Minuten bis zur Abfahrt und laufen natürlich erst einmal eine Tankstelle an. Mir ist allerdings nicht so ganz klar, warum während der gesamten Wartezeit (30 Minuten) der Motor laufen musste. Wir verlassen Bafoussan durch einige ärmliche Vororte, Müllverbrennung am Straßenrand, die üblichen Polizeikontrollen am Stadtrand. Auf dem Weg zurück nach Douala gibt es wieder eine Vielzahl von Kontrollen, durch viele werden wir jedoch durchgewunken.

Etwa 80 km vor Douala erleben wir zum ersten Mal eine komplette Passkontrolle aller Fahrgäste. Sofort werden wir von kleinen Händlern umringt, die Beutel mit Paranüssen, Mangos, Erdnüssen und Ananas vor unsere Nasen schwenken. Wir kaufen uns zwei Beutel mit Ananasstücken, die sehr lecker und erfrischend schmecken. Die Haltestelle in Douala liegt wieder sehr weit draußen in den Slums, genau an der Stelle, von wo wir vor ein paar Tagen aus nach Bafang aufgebrochen waren. Wir entreißen eifrigen Trägern unsere Rucksäcke, gehen in die Bretterbude, wo wir vor Tagen unsere Fahrscheine kauften und trinken eine lauwarme Cola. Michael sucht ein WC, bekommt einen Schlüssel. Als er zurückkommt sagt er, dass man da nur mit einer Atemschutzmaske reingehen sollte. Dann muss man noch ca. 4-5 recht große Geckos verscheuchen. Da habe ich jetzt nicht so die Lust

dazu und pinkel lieber gleich draußen hin. Auch ich sehe die Geckos, die sich mal kurz in die Sonne legen, um dann wieder im Toilettenhäuschen zu verschwinden. Wir nehmen uns ein Taxi, das uns zu einem Bus nach Kribi bringen soll. Die Busstation liegt mitten in der Stadt, ca. 10 km entfernt. Das Busunternehmen hat sogar einen Warteraum, heruntergekommen mit uralten Sesseln, Stühlen, großen Ventilatoren und einer Bar. Sieht alles so aus, wie in einem dieser alten Abenteuerfilme, wo der Held in einem heruntergekommenen Kaff immer auf irgendwas oder irgendwen wartet. Ich finde es sehr interessant. Wir kaufen die Tickets nach Kribi (Hier ist wieder der Reisepass notwendig.), unser Gepäck sollen wir hier irgendwo abstellen, es wird nachher zum Bus herausgebracht. Wir trinken noch eine lauwarme Cola an der kleinen uralten Bar. Das Gepäck wird nicht zum Bus befördert, wir nehmen es auf und gehen nach draußen.

Das Gepäck der anderen Fahrgäste ist schon verladen, ein Träger öffnet für uns noch einmal den Kofferraum unter dem Bus. Wir sehen einige riesige Spinnen und viele Ameisen und nehmen daher die Rucksäcke lieber mit in den Bus. Wir sehen seit einigen Tagen wieder einmal einen Weißen und sitzen im Bus ganz hinten direkt neben ihm. Er heißt Peter, ist Schweizer und Chefsteward bei der Swiss Air. Er ist mit der Linienmaschine aus Zürich (wie wir auch) gekommen und hat jetzt 3 Tage frei. Er und der Rest der Crew wollen die 3 Tage in Kribi, bekannt für seine meist menschenleeren Traumstrände, verbringen. Er hat sich allerdings abgesondert, da er keine Lust hat, mit den ihm allseits bekannten Kollegen gemeinsam zu fahren. Ihn begleitet ein junger muskulöser Schwarzer. Er meint, dass sei der Playboy vom Dienst, der kenne sich in Kribi aus, wisse wo die besten Tanzlokale sind etc. Kurz nach Abfahrt des Busses beginnt swissair-Peter mit dem Verteilen von Snacks und Getränken, die er aus dem Flieger mitgeschleppt hat, an alle in seiner Reichweite sitzenden Personen. Er spricht perfekt Französisch und kommt so mit den Leuten ein wenig ins Gespräch.

Wir unterhalten uns auch mit ihm, allerdings in Deutsch. Mich interessieren die Hintergründe der swissair-Pleite. Er ist seit 25 Jahren bei dieser Fluggesellschaft, kennt fast die ganze Welt, hat überall Freunde und Bekannte, so auch in Douala. Sagt er jedenfalls. Im Oktober wurden bereits 5000 Mitarbeiter entlassen, die private Gesellschaft soll allerdings vom Staat (Kreuz-Symbol = Prestige) und einigen Banken aufgefangen werden und künftig nur noch Swiss heißen. Grund für das Desaster sei ein größenwahnsinniger Konzernchef, der aus der swissair eine führende Global-Player-Airline machen wollte und dabei 17 Mrd. Franken in den Sand gesetzt habe. Bei einem Stopp sagt er zur mir, da ich näher am Fenster sitze, dass ich einem fliegenden Händler 4 Flaschen Grapefruit-Limonade abkaufen solle. Die Flaschen sehen aus, wie die handelsüblichen Limonaden mit Etikett und Schraubverschluss. Sein Begleiter sieht es aber auf den ersten Blick – hier wurde nur nachgefüllt, selbstgemachte Limonade. Die Schraubverschlüsse sind nicht versiegelt. Diese Getränke solle man tunlichst nicht trinken, denn niemand wisse, wo das Wasser herstamme. Das wäre nur etwas für das „einheimische Pack“, meint er verächtlich. So tragisch sehen wir das nicht, dafür kann sich jemand heute Abend für den Erlös was zu Essen kaufen. Die Straße von Douala über Edea nach Kribi (175 km) ist sehr gut ausgebaut, der Bus kommt schnell vorwärts, zumal er auch meist durch die Straßenkontrollen durchgelassen wird. In Kribi angekommen, nehmen wir mit Peter und seinem Begleiter gemeinsam ein Taxi. Wir wollen zur „Auberge Annette“, welche direkt am Strand etwas außerhalb von Kribi liegt. Peter möchte ein etwas mehr im Zentrum gelegenes Hotel suchen. Wir klappern einige Hotels ab. Aber entweder sind sie ihm zu teuer oder zu abgelegen. Da es langsam dunkel wird, bestehen wir darauf, unsere aus dem Reiseführer gewählte preiswerte Auberge anzufahren. Wir fahren dann auch dorthin, nachdem wir in ein anderes Taxi umgestiegen sind, da der Fahrer illegal fährt und er Angst hat, am Stadtrand in eine Polizei- oder Militärkontrolle zu kommen. Das Hotel heißt jetzt nicht mehr „Auberge

Annette“, sondern nennt sich „Thy-Breiz“, und die Preise stimmen auch nicht mehr. Wir schauen uns das billigste Zimmer an, es sieht zwar nicht besonders einladend aus, aber es ist sauber. Peter meint, das sei nichts für ihn. Wir nehmen es trotzdem. Ich frage den Schweizer, wie viel wir ihn für das Taxi schulden. Er meint, er „offeriere“ es uns, wir brauchen nichts zu zahlen. Wir verabschieden uns, Peter und sein Begleiter fahren in die Stadt zurück. Wir fragen einen Hotelangestellten, was denn das nächst bessere Zimmer kosten würde. Der Preis verdoppelt sich gegenüber dem von uns gewählten Zimmer, aber er hat noch eines, bei dem die Klimaanlage nicht funktioniert. Das können wir mit einem ordentlichen Preisnachlass haben. Wir willigen ein, sprühen uns mit Deet-Anti-Mückenkampfstoff reichlich ein und ziehen bei dieser entsetzlichen Hitze lange Bekleidung an, da es hier von Mücken und sonstigen Insekten wimmelt und der Dschungel nicht weit entfernt ist. Wir verlassen das recht winzige Zimmer und gehen hinunter auf die kleine Terrasse des Hotels, die keine 10 Meter vom Atlantik entfernt liegt. Wir bestellen Spaghetti und Cola. Der Strand ist nicht beleuchtet. In der Ferne sieht man ein Feuer, um das ein paar Fischer sitzen. Ab und an kommt ein Hund bis an die Terrasse. Weit draußen vor der Küste sieht man ein großes Handelsschiff ankern, der Hafen von Kribi ist zu klein für diese Riesenschiffe. Verladen werden hier hauptsächlich Tropenholz und Kakao. Plötzlich nähert sich uns ein kleines Schimpansen-Baby. Es kratzt sich an Bauch und Knie und schaut gar niedlich zu uns herauf. Nach etwa 5 Minuten hängt es sich an Michaels Stuhl, pinkelt in Seelenruhe und macht noch ein etwas größeres Geschäft. Dann setzt es sich auf seine Hose und schaut ihn an, wobei die Hose als willkommener WC-Papier-Ersatz dient. Eine Angestellte will den kleinen Affen entfernen, doch der regt sich tierisch auf und tobt. Von einem anderen Angestellten lässt er sich schließlich wegtragen. Gegen 22 Uhr kommen ein paar Uniformierte einer privaten Wachmannschaft, da das Hotel ein wenig außerhalb liegt. Wir bleiben noch bis Mitternacht auf der Terrasse, schauen noch lange auf das Meer hinaus, diskutieren über das bisher Erlebte, genießen die tropische Nacht, den sternenklaren Himmel, die Geräusche aus dem nahen Dschungel.



Kribi – Schimpansenbaby im Hotel Thy-Breiz

*17. Tag, Sonnabend, 02.02.2002 Kribi*

Nach dem üblichen Frühstück (Tonnen von Baguettes + eine Streichholzschachtel voll Butter + Konfitüre) ziehen wir sofort los. Ziel sind die Wasserfälle, über die der Fluss Lobe in den Atlantik stürzt. Laut Auskunft des Hotelbesitzers sollen es bis dahin ca. 8 km am Strand und ca. 12 km über die Dschungelpiste sein. Wir wählen den Strand und laufen barfuß, was man eigentlich nicht tun sollte. Der Strand ist fast menschenleer, ab und an begegnen wir ein paar Fischern, die mit ihren Pirogen auf das Meer hinausfahren oder uns ihren Fang anbieten. Kleine Kinder sammeln Früchte und zerklopfen dieselben mit Steinen, um an das Fruchtfleisch heranzukommen. Der Regenwald reicht meist bis an den Strand heran, was man in Westafrika ganz selten noch zu sehen bekommt. Ab und an sehen wir ein paar kleine private Chalets oder Hotels, einige davon sind jedoch nur Bauruinen, von Massentourismus Gott sei Dank Lichtjahre entfernt. Nach ca. 5 Kilometern verschwindet auch das letzte Anwesen, der fast ohnehin herrlich einsame Strand wird noch einsamer. Oft müssen wir eine Kletterpartie wagen, da riesige Felsen den Weg versperren. Von diesen Felsen bietet sich meist ein herrlicher Ausblick über größere Strandabschnitte, die Ausläufer des Regenwaldes und die Brandung des Atlantiks. Bei einigen Felsen muss man schon sehr gut aufpassen, um nicht abzurutschen. Je näher wir den Wasserfällen kommen, um so öfter werden wir von jungen Männern angesprochen, die uns in ihre „Fresh-Fish-Restaurants“ lotsen oder uns eine Motorpiroge für den Lobe vermitteln wollen. Die „Restaurants“ sind dürftige, aus Bambusstäben gezimmerte Hütten. Die Shrimps oder Langusten bekommt man bei einer Fischerfamilie sicher günstiger und ebenfalls zubereitet. Wir sagen, dass wir nicht zum Essen hierher gekommen sind und dass wir unser eigenes Programm haben und daher keinen Guide benötigen. Vor den Pirogenfahrten den Lobe hoch zu den Pygmäen-Camps warnt schon der Reiseführer. Mal von den hohen Preisen für die Pirogen abgesehen ist es mehr ein deprimierendes Erlebnis für beide Seiten, die Pygmäenlager zu besuchen. Zumal es sich in diesen Camps um keine reinen Pygmäen handelt, da diese sich schon stark mit der Bantu-Bevölkerung vermischt haben. Pygmäen sind Jäger und Sammler und leben normalerweise im Dschungel, man bekommt sie nur sehr selten zu sehen. Sehr authentisch kann so ein Besuch in den Camps, die meist nur für Touristen existieren, dann ja wohl nicht sein. Wir verzichten daher darauf. Für einen Trip in den Dschungel haben wir nicht die Ausrüstung und die notwendige Zeit. Ein junger Mensch läuft 10 Minuten neben uns her. Obwohl wir ihm mehrmals zu verstehen geben, dass wir kaum ein Wort Französisch verstehen, redet er pausenlos auf uns ein. Wir verstehen immer nur „fresh fish“ und „Pygmäen“. Ein „Danke Nein“ akzeptiert er weder in Französisch noch in Englisch. Ich verstehe ja, dass hier relativ selten Touristen vorbei kommen, diese meist die einzige Einnahmequelle sind. Ich sehe auch die Armut, aber ich kann nicht jedem Einheimischen etwas abkaufen. Michael meint, dass es in anderen afrikanischen Staaten noch viel schlimmer zugeht. Etwa einen Kilometer vor den Wasserfällen, wir können sie schon sehen, bietet sich wieder ein junger Mann als Guide an. Es würde um die Fälle herum Banditen geben und es wäre besser, wenn wir ihn als Führer nehmen würden. Wir lehnen ab. Das Touristen hier ab und an überfallen und ausgeraubt werden, steht auch im Reiseführer, aber wenn hier jeder mit so was kommt und man nur noch an so was denkt, verliert man nur seinen Spaß an der Entdeckung des Landes. Im Norden sind wir auch nicht überfallen worden, wird hier sicher auch gut gehen. Sicher kann so etwas vorkommen, aber auch in deutschen Städten. Jaja, das sind eigentlich Michaels Worte, denn ich hatte vor Antritt der Reise ähnliche Bedenken. ;)) Das hat sich aber schnell gelegt.

Die Wasserfälle sind beeindruckend! Sie verlaufen zum Teil entlang der kleinen Bucht und stürzen über etwa 50 m lange Felskaskaden ins Meer. Der Strand und das Wasser sind hier allerdings ziemlich schmutzig. An den Wasserfällen selbst sind eine Menge Leute zu sehen. Na toll, alles Besucher! Doch touristisch stark frequentiert! Als wir jedoch näher kommen,

sehen wir, dass es Einheimische aus den umliegenden Behausungen oder Dörfern sind, die ihre Wäsche oder sich selbst waschen. Einige Kinder plantschen vergnügt dazwischen herum. Wir versuchen, über zum Teil glitschige Steine an das andere Ufer zu kommen, was gar nicht so leicht ist. Michael verzichtet darauf, da er seine Kameraausrüstung ungern aus dem Fluss oder Meer fischen möchte. Mir ist das egal, ich habe zwar eine neue Kamera, aber bei solchen Wassermassen kann ich nicht widerstehen und klettere über die Wasserfälle, um ein paar Fotos zu knipsen. Ich würde ja gern den Lobe aufwärts laufen, aber bei den vielen zwielichtigen Burschen, die hier herumstreichen, und den unübersichtlichen Dschungelpfaden um den Wasserfall herum verzichten wir lieber drauf. Wir beschließen, den gleichen Weg zurückzulaufen, also wieder 8 km barfuß über den Strand. Unterwegs baden wir an einem einsamen Strandabschnitt, ständig ein Auge auf unsere Daypacks werfend. Aber hier kommt sowieso fast niemand vorbei. Der Atlantik ist eine lauwarne Brühe, eine erfrischende Wirkung bei diesem extrem feuchtheißen Klima ist nicht zu verzeichnen. Nach ca. einem weiteren Kilometer ruft uns eine bekannte Stimme aus einem Bungalow, der am Waldrand steht, etwas zu. Es ist swissair-Peter, der gerade mit seinem Begleiter bei einem französischen Restaurantbesitzer aus Douala zu Mittag speist. Der Mann weiß zu leben! Wir unterhalten uns kurz und ziehen weiter. Zurück im kleinen Hotel schmeißen wir uns noch für 1-2 h auf zwei der drei Plastikliegen, die Sonne und die Brandung genießend.

Auf der Terrasse haben sich einige Amis breit gemacht. An den Geländewagen unschwer zu erkennen, arbeiten sie an der Tschad-Kamerun-Pipeline, die u.a. der Welt mächtigster und profitabelster Konzern Exxon quer durch Kamerun bis zur Küste zieht. Öl für Amerika! Öl muss fließen, koste es, was es wolle. Warum sparen? Wozu ein Klimaabkommen? Interessiert das die Amerikaner? Nein, sie grillen ihr mitgebrachtes Fleisch, trinken ihre importierte Coca Cola. Die hier in Kamerun hergestellte Original Coca Cola ist ihnen nicht gut genug, eigens für die amerikanischen Angestellten wurde eine komplette Abfüllanlage eingeflogen. Hastig werden ein paar Pseudo-Umweltprojekte initiiert, die letztendlich nur die Umweltzerstörung durch den Bau der Pipeline kaschieren sollen. Hoffentlich wird es nicht wie in Nigeria, hoffentlich springt auch für die Bevölkerung von Kamerun und dem Tschad was dabei heraus. Fachleute bezweifeln dies jedoch – kurzfristig wird es wohl ein paar Arbeitsplätze geben. Das meiste Geld wird wie immer ganz oben versickern. Einer der Amerikaner hat einem Fischer eine große Meeresschildkröte abgekauft und lässt sie unter großem Beifall showmäßig ins Wasser zurückwatscheln. Wir verlassen das Hotel und laufen die staubige rote Lehmstraße Richtung Kribi. Wir wollen uns die alte deutsche Kirche anschauen und einen Supermarkt suchen. Kribi hat etwa 30.000 Einwohner. Trotz seines zunehmend an Bedeutung verlierenden Hafens hat die kleine Stadt sich ihre ländliche Atmosphäre bewahrt. Gegründet wurde Kribi während der Kolonialzeit von den Deutschen. Gut erhalten aus dieser Zeit (ca. 1900-1905) ist noch die Kirche, die gerade wieder restauriert wird, und der alte Leuchtturm am Hafen. Die Bewohner von Kribi gehören zu den Bantustämmen (Batanga und Bassa).

Wir überqueren zunächst den Fluss Kienke, der hier ins Meer fließt und an dessen rechtem Ufer die alte deutsche Kirche steht. Die Kirche ist aufgrund der Renovierungsarbeiten geschlossen. Wir suchen einen kleinen Supermarkt (indischer Besitzer) auf und decken uns preiswert mit Mineralwasser und einigen Kleinigkeiten ein. Auf dem Rückweg treffen wir ihn schon wieder, den swissair-Peter. Er meint, er habe einen echt guten Tanzschuppen am Strand gefunden, würde sich echt lohnen. Wir haben keine Lust auf so was, verabschieden uns. Im bisher recht verträumten kleinen Hotel wollen wir zu Abend essen, aber aufgrund der Amerikaner ist das gesamte Personal am Wirbeln, hat für uns offenbar keine Zeit. Demonstrativ stehen wir auf und verlassen das Hotel. Wir gehen ein Stück die inzwischen stockfinstere Lehmstraße Richtung Kribi entlang, vorbei an ärmlichen Behausungen, und besuchen ein unserem Hotel benachbartes Freiluft-Restaurant mit freundlicher Bedienung und

angemessenen Preisen. Wir bestellen frischen Fisch, der vorzüglich schmeckt. Das Frachtschiff von gestern Abend liegt immer noch draußen vor der Küste, hell erleuchtet. Wir schreiben wie jeden Abend Tagebuch...



Traumstrand in der Nähe von Kribi



Tropische Regenwald – Ausläufer am Atlantik



Menschenleere Strände – Robinson-Feeling pur



Die Lobe – Wasserfälle



Die Lobe – Wasserfälle



Lagune kurz vor den Wasserfällen

**18. Tag, Sonntag, 03.02.2002 Kribi - Douala - Buea**

Nach dem Frühstück verpassen wir knapp den großen Reisebus nach Douala. Bei Jako Voyages erwischen wir aber noch einen mittleren Bus, der sogar ohne lange Wartezeit losfährt. Ich schwitze seit dem Aufstehen extrem: Hunderte kleine Schweißperlen bedecken meine Arme. Trotz der Nähe des Atlantiks ist das Klima feuchtheiß, von einer frischen Prise keine Spur. Oder habe ich Fieber? Das Klima hier an der Küste ist echt hammerhart. Die Hitze ist dabei nicht so das Problem, aber die hohe Luftfeuchtigkeit! Und jetzt wieder 2 h im überfüllten, sehr zugigen Bus! Ich wundere mich immer wieder, warum ich bei diesen wechselhaften Bedingungen keinen Hexenschuss, eine Verspannung oder Ähnliches mir zuziehe. Irgendwie bin ich heute zum ersten Mal nicht gut drauf. Die nervtötende moderne, sich an westlichen Einflüssen orientierende und ohrenbetäubende Musik des Busfahrers gibt mir noch den Rest. Ich bin drauf und dran, die zwei Lautsprecher direkt über mir aus ihren Verankerungen zu reißen und aus dem Fenster zu werfen! Bei einem kurzen Halt kaufen sich meine Sitznachbarn noch stinkenden Trockenfisch. Ich bin auf dieser Reise schon in schlechteren Bussen mitgefahren, aber wie gesagt, ich habe heute zum ersten Mal ein kleines Formtief und frage mich, warum tue ich mir das alles an. Im Zentrum von Douala angekommen setzen wir uns sofort in ein Taxi. Dieses bringt uns auf die andere Seite der Stadt, in die Vororte, von wo aus wir vor einigen Tagen in den Westen des Landes aufgebrochen waren. Wir checken dieses Mal bei einem Buschtaxi-Unternehmen ein, das sich Ali Baba Express nennt. Bleibt nur zu hoffen, dass die 40 Räuber außen vor bleiben. ;)

Wir bekommen direkt hinter dem Fahrer Platz, eng wird es trotzdem – wie immer. Nach einer halben Stunde geht es auch schon los. Buea liegt ca. 65 km nordwestlich von Douala. Wieder die üblichen Kontrollen, Mautstellen, Händler. Ungefähr 20 km vor Buea bekommt der Fahrer massiven Ärger. Ein paar Leute in Zivil stoppen den Kleinbus, legen ihre Nagelbretter direkt vor die Reifen. Hinten schrauben sie das Ersatzrad des alten Toyota-Busses ab. Die Männer draußen schreien herum, die Fahrgäste schimpfen lautstark zurück. Alle sind aufgeregt, wütend. Was ist hier los? Da einige Fahrgäste Englisch sprechen, erkundigen wir uns. Die Männer sind nicht von der Polizei, sondern vom Gouverneur der Provinz. Sie bemängeln die Sicherheit des Fahrzeuges. Hinten fehlt eine Scheibe, es wäre allgemein nicht verkehrssicher. Das Ersatzrad ist ein Pfand, der Fahrer soll 1500 CFA (ca. 2 EUR) Strafe bezahlen. Das leuchtet allerdings nicht sonderlich ein, denn hier ist fast jedes Fahrzeug nicht verkehrssicher und durch die Polizeikontrollen sind wir ja auch gekommen. Also reine Schikane? Abzockerei? Oder wirklich ein ernsthaftes Bemühen, die Kleinunternehmen zur Instandsetzung und somit zu mehr Verkehrssicherheit ihrer oft abenteuerlichen uralten Fahrzeuge zu bewegen? Nach 10 Minuten Diskussion geht es trotzdem weiter, das Ersatzrad bleibt am Straßenrand liegen. Bleibt nur zu hoffen, dass wir die letzten Kilometer keine Reifenpanne haben. In Buea angekommen kaufen wir uns an einem Stand ein Bündel Bananen und eine frische Ananas. Wir nehmen ein Taxi und lassen uns zunächst ins preiswerteste Hotel aus unserem Reiseführer, in das UNI-Spot bringen. Michael schaut nach dem Zimmer, ich warte im Taxi. Er meint, dass es mir wohl nicht so gefallen würde – eine dunkle Höhle, kaum Licht und die Sanitäreanlagen...

Wir lassen uns in das legendäre Buea Mountain Hotel fahren. Das stammt noch aus der kurzen deutschen Kolonialzeit in Kamerun. Hier erholten sich vor dem Ersten Weltkrieg die deutschen Beamten und Offiziere, da das Klima hier sehr angenehm ist. Buea war auch deutscher Gouverneurssitz, der um etwa 1890 von Douala aufgrund des besseren Klimas hierher verlegt wurde. Von 1901 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges war Buea Hauptstadt von Kamerun. Noch heute zeugen einige Gebäude, besonders der gut erhaltene Gouverneurspalast, von der deutschen Vergangenheit. Der Gouverneurspalast wurde von

Jesko von Puttkamer im wilhelminischen Stil erbaut und thront über dem Ort am Fuße des Mt. Cameroon. Das Buea Mountain Hotel ist ziemlich heruntergekommen. Die Eingangshalle steht fast leer, ein kaputter Kamin in der Ecke, ein paar alte Sessel aus den fünfziger Jahren und ein zerschissener Teppich auf dem Fußboden. Dies und die ebenfalls heruntergekommene Bar im angrenzenden Salon lassen trotzdem noch den einstigen Zustand erahnen. Ich finde es aber so wie es ist ok. Es passt einfach hierher. Wir lassen uns die Zimmer zeigen. Es gibt für 20.000 CFA pro Nacht sogar noch zwei große Kolonial-Suiten, alles größtenteils mit Möbeln aus der Zeit um 1900 und den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ausgestattet. Gern hätten wir das große Zimmer genommen, aber es ist uns ein wenig zu teuer. Die normalen Zimmer sind kleiner, aber ausreichend. Da es schon Nachmittag ist, ziehen wir sofort los – auf Spurensuche nach der deutschen kolonialen Vergangenheit. Zunächst suchen wir den deutschen Friedhof auf, der sich in der Nähe einer Tankstelle unterhalb des Gouverneurspalastes befindet. Leider ist der winzige Friedhof abgeschlossen. Wir klettern in der Hoffnung über die Steinmauer, nicht von Militär oder Polizei dabei beobachtet zu werden. Die Gräber sind verwittert, einige Inschriften jedoch gut lesbar. Die Leute sind meist jung gestorben, entweder durch Krankheiten oder infolge von Aufständen.

Als nächstes suchen wir den Bismarck-Brunnen auf, der vor dem alten Postamt steht und aus dem Jahre 1899 stammt. Inschriften wurden demontiert, aber man sieht noch die Abbildung des deutschen Reichskanzlers in Stein gemeißelt. Von hier aus ist es nicht mehr weit bis zum Gouverneurspalast. Wir passieren eine kleine Kaserne mit ein paar Soldaten, die im Schatten sitzen. Wir grüßen sie freundlich, sie lassen uns ohne Probleme passieren. In den Palast kommt man nicht rein, denn dieser ist eine der Residenzen des Staatspräsidenten. Neben dem Palast steht ein klobiger mehrgeschossiger Betonklotz. Weit und breit niemand zu sehen. Wir riskieren trotzdem kein Foto, da dies streng verboten ist und wir nicht sehen können, ob nicht vielleicht doch jemand hinter den Fenstern steht oder von der Kaserne aus uns beobachtet. Wir laufen wieder zurück und besuchen noch eine kleine Kirche. Diese wird von den Presbyterianern unterhalten, ebenso die Schule nebenan, wo auf dem Sportplatz etwa 500 Kinder gerade in Sportbekleidung herummarschieren. Ein Sportfest? Presbyterianer-Missionen sind in ganz Afrika und weltweit anzutreffen. Presbyterianer sind Anhänger aller reformierten Kirchen, deren Kirchenordnung auf der Presbyterialverfassung beruht und die eigene theologische Traditionen besitzen. Die Kirchen, die in dieser Tradition stehen, bilden neben den Lutheranern, Täufern und Anglikanern die vierte Hauptgruppe, die im 16. Jahrhundert aus der Reformation hervorging. Habe ich jedenfalls mal gelesen. Da Buea der Hauptort der englischsprachigen Provinz South West ist, haben wir hier nicht so große Probleme, uns zu verständigen. Auch die Beschriftung ist hier überall in Englisch gehalten.

Die Bewohner sprechen untereinander Pidgin-Englisch, was man nicht oder kaum verstehen kann. Aber meistens können sie auch für uns verständliches Englisch, was die Kommunikation erleichtert. In einer der üblichen Straßenkneipen setzen wir uns zwischen die Einheimischen. Wir trinken eine Cola und beobachten die Straßenszene. Die Leute sind zwar meist sehr arm, haben sich zum Sonntag aber besonders schick gemacht. Afrikaner legen im Allgemeinen sehr viel Wert auf ordentliche und gepflegte Kleidung, auch wenn viele von ihnen sehr arm sind. Oftmals können sie nicht verstehen, wie die vermeintlich reichen Europäer in heruntergekommenen und strapazierten Klamotten (Globetrotter) herumlaufen. Wir laufen die Straße weiter und biegen in eine Nebenstraße ein. Hier kann eigentlich von einer Straße keine Rede mehr sein, denn es liegen riesige Steine herum, der Weg ist zusätzlich noch mit 30 Zentimeter tiefen Löchern übersät. Hier kommt kein Auto durch. Links und rechts stehen sehr einfache und ärmliche Hütten. Es herrscht für meine Begriffe bittere Armut, die Menschen sind trotzdem sehr freundlich. „Hello white Man!“ oder „Hello Gentlemen!“ ist ab und an zu hören. Die Leute scherzen, sind vergnügt. An einem Gemeinschaftsbrunnen

wird Wasser gepumpt. Wir laufen immer weiter durch das Viertel, suchen die Hauptstraße. Vier Kinder folgen uns, halten aber Abstand. Nach der letzten Hütte verzweigt sich der Weg, wir gehen nach rechts, treffen einen Jugendlichen, den wir nach dem Weg fragen. Nach ein paar Hundert Metern sind wir wieder auf der Hauptstraße, die im Staub versinkt, da Teile davon rekonstruiert werden und keine Asphaltdecke mehr vorhanden ist.

Wir stoppen ein Taxi – es ist zufällig der gleiche Fahrer, der uns heute Mittag 3.000 CFA abgenommen hatte. Jetzt bekommt er nur 500, er soll uns ins UNI-Spot fahren, dort wollen wir zu Abend essen. Das UNI-Spot liegt zwischen dichten Bäumen und Büschen, ist nur spärlich beleuchtet. Es wird sehr schnell dunkel, wir haben kurze Hosen an, aber ich habe glücklicherweise den Deet-Kampfstoff dabei, mit dem wir uns gründlich einsprühen - zum Schutz vor den lästigen Moskitos. Das Essen schmeckt gut, es gibt ein recht scharfes Chicken Stew und preiswert ist es auch noch. Drinnen wird wieder eifrig Fußball geschaut. Ich gehe zum Bezahlen rein. Hier ist es ziemlich dunkel, der Raum wird fast nur vom Fernseher beleuchtet, überall sitzen Einheimische und Militärs bei ihrem Bier herum und diskutieren über das gerade laufende Spiel. Wir fahren mit einem Sammeltaxi zurück ins Buea Mountain Hotel. Unterwegs wird ebenfalls eifrig und sehr lautstark über Fußball in Pidgin diskutiert. Wir gehen aufs Zimmer, bauen die Moskitonetze, schreiben Tagebuch und hauen uns aufs Ohr.



Das aus der Kolonialzeit stammende Buea Mountain Hotel



Buea – Der deutsche Kolonial-Friedhof



Buea – Bismarck-Brunnen



Buea – Altes Kolonialgebäude

**19. Tag, Montag, 04.02.2002 Buea - Limbe**

Am Morgen entdecke ich einen kleinen Besucher in der Badewanne: Es ist ein noch sehr junger Gecko. Über das Fenster ist er wohl in die antike Badewanne gerutscht und kommt nun nicht mehr heraus. Vorsichtig nehme ich ihn in die Hand und bringe ihn auf den kleinen baufälligen Balkon hinaus. Der kleine Kerl verschwindet sofort in einer Mauerspalte. Wir haben heute von unserem Hotelzimmer einen sehr schönen Ausblick auf den Mt. Cameroon, können sogar den Gipfel sehen, was gestern nicht möglich war. Der Berg ist ein noch recht aktiver Vulkan (letzter Ausbruch am 28.03.1999) und mit 4.070 m der höchste Gipfel Westafrikas. Zum Frühstück gibt es ein hinsichtlich des Preises rekordverdächtiges Omelette: 2.600 CFA! Wow! Da bekommen wir in jeder Straßenkneipe 5 Stück für dieses Geld. Ich habe immer noch ein wenig Probleme mit dem Wechsel der Sprache. Nicht das ich Französisch sprechen kann, aber ich grüße und bedanke mich immer noch in dieser Sprache, weil ich das die letzten 2 Wochen tat. Jetzt sind wir aber in der englischsprachigen Provinz und Französisch wird hier nicht so gern gehört. Die Provinz würde sich auch am liebsten unabhängig sehen bzw. Autonomierechte bekommen. Mit einem Sammeltaxi erreichen wir schnell den Buschtaxi-Stand, an dem wir gestern Mittag ankamen. Wir wollen heute in das nahe Limbe, um die letzten zwei Tage nach den „Strapazen“ der vergangenen Wochen ein wenig zu relaxen. Ein fast voller Kleinbus ist schnell gefunden, nach kurzer Wartezeit geht es auch schon los. Die Männer im Bus diskutieren laut und sehr intensiv – es geht sicher wieder um Fußball. Am Buschtaxi-Bahnhof in Limbe angekommen schleppt ein Taxifahrer unsere Rucksäcke in Richtung seines Fahrzeuges. Ich nehme sie ihm wieder ab, wir suchen unser Taxi immer noch selber aus. In einer Gruppe von jungen Männern, die uns umringt, fragen wir nach einem guten Hotel in unserer Preislage. Ein Taxifahrer will uns in das recht neue und teure Semi Beach Hotel bringen. Ein junger Mann meint, er solle uns nicht so einen Mist erzählen, das sei viel zu teuer, da wir ja etwas Preiswertes suchen. Das Problem ist, dass die Hotels mit gutem Badestrand weit außerhalb der Stadt liegen. Der Strand in der Stadt ist zum Baden nicht geeignet, da er nur aus Lavagestein besteht und sehr schmutzig ist.

Wir lassen uns ins Coastal Beach Hotel fahren. Wir können es kaum glauben: Das Zimmer ist echt eine Wucht! Leise Klimaanlage, Superbad, alles sauber und gepflegt. Hier würden sich sogar Pauschal-Touris wohlfühlen! Gott sei Dank gibt es die in ganz Kamerun nicht! ;) So etwas hatten wir bislang noch nicht – und das zu dem Preis: 15.000 CFA! Die müssen sich verrechnet haben! ;) Und Frühstück ist auch schon drin. ;) Das Hotel steht nicht im Reiseführer, ist aber unsere Empfehlung für Limbe, zumal es über einen ruhigen und sehr schönen Strand mit schwarzem Lavasand verfügt. Das kleine Hotel scheint außer uns keine Gäste zu haben. Weiße haben wir schon seit Tagen nicht mehr gesehen. Wir gehen von der kleinen Terrasse aus an den Strand und stürzen uns in die Fluten des Atlantiks. Gibt es hier Haie? Baracudas? Das Wasser ist nicht so eine lauwarmer Brühe wie im 300 km südlich von hier gelegenen Kribi, sondern zunächst angenehm kühl. Weiter draußen ist das Wasser glasklar, am Ufer allerdings aufgrund des aufgewirbelten schwarzen Sandes sehr trübe. Die Bucht ist menschenleer. Da wir nachmittags Hunger verspüren und nicht im Hotel essen wollen, lassen wir uns in die Stadt fahren. Wir finden nur Circuits, kleine afrikanische Restaurants, wo über offenem Feuer das gekocht wird, was gerade da ist. Wir hätten aber gern irgendwo am Meer gegessen. Ich schaue in den Reiseführer. Dort wird die Snackbar „Mars“ empfohlen, wo es einfaches, gutes und preiswertes Essen geben soll. Die Bar besteht aus zwei großen Räumen, liegt an einer großen Bucht mit Vulkangestein und ist bereits in zwei Fernsäle umgewandelt worden - Kamerun spielt heute wieder! Wir ziehen daher den Garten des Restaurants vor. Hier sind keine Gäste. Wir haben eine wunderbare Aussicht auf die Bucht von Limbe. Ein alter auf Grund gelaufener Frachter liegt zwischen den Felsen, die weiter entfernt liegenden „Pirateninseln“ sind im Nebel der sie umtosenden Gischt gut zu

erkennen. Wir bestellen unser Standardgericht: Chicken mit Reis und Kochbananen. Das Essen schmeckt gut, daran kann auch die große Ratte nichts ändern, die ab und an in 3 Meter Entfernung an uns vorbeihuscht. Der Kellner meint, dass die Ratten nicht sonderlich bissig oder aggressiv seien und mehr so unten am Strand wohnen, sich von Fischresten ernähren. Ich stelle mir gerade vor, ob man die Ratten nicht dressieren könnte, einen Cancan vor dem geneigten Zuschauer/Gast aufzuführen. ;) Wir genießen noch den Sonnenuntergang und machen uns dann zu Fuß zurück ins Stadtzentrum. Wir suchen ein Internet-Office, um wieder einmal eine Mail in die Heimat zu senden. Hier scheint man weißen Touristen wieder mal Sonderpreise machen zu wollen: 3.000 CFA für eine halbe Stunde! Wir fangen an, laut zu lachen und meinen, dass in Yaoundé und Douala die halbe Stunde für 500-600 CFA zu haben sei und wollen gehen. Plötzlich kostet es nur noch 1.000, für Einheimische sicher nur 500 CFA. Wenn es so ist, bleiben wir natürlich. Bleibt für jeden eine Viertelstunde: Mails lesen, kurze Lagepeilung nach Hause senden und schon ist die halbe Stunde rum. Wir gehen noch ein wenig durch die Stadt, in fast jedem kleinen „Tante-Emma-Laden“ steht ein TV-Gerät, vor dem in Scharen Zuschauer stehen oder hocken. Wir fragen, wer denn heute spiele. Kamerun gegen Ägypten! Ab und an Beifallsstürme aus allen Ecken und Enden, wenn Kamerun ein Tor schießt oder kurz davor steht. Wir gehen zu einer Tankstelle, um eine Cola zu trinken, hier bekommt man immer noch am preiswertesten Getränke. Wir suchen noch einen dieser kleinen Läden auf, in denen sich auf wenigen Quadratmetern meterhoch alle möglichen Lebensmittel und Sachen des täglichen Bedarfs türmen.

Wir kaufen ein paar Kekse, um morgen halbwegs über den Tag zu kommen, denn unser Bargeld neigt sich wieder mal dem Ende zu und für die VISA-Card bekommt man hier ja bekanntlich leider nichts. Plötzlich fangen einige Autos laut zu hupen an, eine kleine Autokolonne schiebt sich mit fröhlichen und ausgelassenen Menschen an uns vorbei: Kamerun hat gewonnen! Wir suchen uns ein Taxi, es ist ein Sammeltaxi, wie wir schnell merken. Auf dem Beifahrersitz hat eine massige junge Frau Platz genommen, ein junger Mann muss da auch noch rein. Die Hinterbank ist mit uns und einem Mädchen besetzt. 1.000 CFA werden von uns verlangt, wir bezahlen die Hälfte, da wir das Spiel schon zu Genüge kennen. Unterwegs liegt eine gefällte Palme auf der Straße: Militärkontrolle. Wieder mal den Reisepass rauskramen, weiter geht es. Jetzt sitzt die korpulente Frau bei uns hinten, vorn dafür zwei junge Männer auf dem Beifahrersitz. Vor unserem kleinen Hotel ist alles dunkel. Viele Leute stehen vor den Bretterbuden am Straßenrand. Stromausfall! Wir bekommen eine Kerze in die Hand gedrückt, nach einer Stunde ist der Strom wieder da. Es klopft an der Tür. Ich quittiere einer hübschen Angestellten eine Cola, die ich vormittags getrunken, aber nicht bezahlt hatte. Werde ich morgen früh machen. Nachtruhe.



Limbe – Coastal Beach Hotel



Limbe – Schwarzer Lavastrand vor unserem Hotel

**20. Tag, Dienstag, 05.02.2002 Limbe**

Tatsächlich war das Frühstück im Zimmerpreis enthalten, wenn auch in der bekannten minimalistischen Form. In England ist es schließlich auch so üblich und wir sind hier in der englischsprachigen Provinz. Im überwiegend französischsprachigen Teil von Kamerun ist das Frühstück nicht im Preis enthalten, genauso wie meist in Frankreich. Wir gehen gleich nach dem Frühstück schwimmen, das Wasser hat die richtige Temperatur. Im seichten Wasser bewegt sich plötzlich ein größeres Tier blitzschnell unter mir. Ich spüre nur einen kräftigen Schlag gegen meinen Unterschenkel. Wahrscheinlich ein Rochen oder so etwas in der Art. Wir verbringen den Vormittag am Strand, lesen, schwimmen und lassen uns ab und an etwas zu trinken bringen. Wir haben auch heute das Hotel für uns allein, wie es scheint. Am Wochenende ist hier sicher mehr los, wenn die Leute aus Douala hierher kommen. Wir beobachten die Kinder einer Schulklasse in rosa-schwarzen Uniformen, welche die kleine Bucht jetzt in Besitz nehmen und ausgelassen spielen und herumtoben. Nachmittags beschließen wir, den Botanischen Garten von Limbe zu besuchen. Dort stimmen sogar die Eintrittspreise mit denen aus unserem „topaktuellen“ Reiseführer überein. Außer ein paar riesigen und sehr alten tropischen Bäumen gibt es nichts zu sehen. Der Limbe, ein winziger Fluss und gleichzeitig Namensgeber der kleinen Stadt, fließt ebenfalls durch den Park und mündet ein paar hundert Meter weiter in den Atlantik. Die tropischen Riesenbäume reichen bis an den Strand heran, was sehr imposant aussieht. In Limbe wurde die Stadt erst 1983 umbenannt, vorher hieß sie Victoria. Limbe ist heute das wirtschaftliche Zentrum der Provinz South West, während Buea die Hauptstadt derselben ist. Außer seinen schönen Lavastränden, die ein wenig außerhalb liegen, hat die Stadt keine weiteren Sehenswürdigkeiten zu bieten. Wir verspüren langsam Hunger, haben seit dem Frühstück nichts mehr zwischen die Zähne bekommen, mal von einigen Keksen abgesehen. Wir müssen wieder mal sparen, weil, wie bereits erwähnt, unser Bargeld sich dem Ende zuneigt. Wir laufen dieses Mal in das „Rattenrestaurant“ (Snackbar Mars) und bestellen genau das gleiche Essen wie einen Tag zuvor. Der Kellner von gestern begrüßt uns freudig, heute findet auch kein Fußballspiel statt.

Im Garten des Restaurants sitzen ein paar schwarze Geschäftsleute und ein alter Engländer. Da es ziemlich windig ist, kommt er zu uns herüber und zündet sich im Windschatten unseres kleinen halbverfallenen Pavillons zwei Mal seine Zigarette an und dankt lächelnd für die erwiesene „Gastfreundschaft“. Er sitzt abends oft hier, genießt den Blick über die Bucht und die vorgelagerten Inseln, wartet auf den Sonnenuntergang. Auf dem Weg zurück in die Stadt besuchen wir noch einen Handwerksladen einer hier ansässigen Kooperative. Es gibt sehr schöne, originelle Stücke, Michael kauft sich eine Kalebasse. Im Zentrum der Stadt angekommen kaufen wir in einer Art Supermarkt ein paar Kleinigkeiten ein. Seltsam, wie schnell man mit einer solch geringen Auswahl klarkommt, regelrecht froh ist, das Gesuchte überhaupt zu bekommen. Kein Vergleich mit den überquellenden Supermärkten bei uns in Europa. In solchen Momenten wird mir immer wieder klar, wie privilegiert man doch meist als Bewohner der westlichen Welt ist. Trotzdem sind viele Leute mit dem, was sie haben, meist unzufrieden, wollen immer das Neueste und Beste besitzen. Wir stoppen ein Taxi, der Fahrer verlangt horrend 2.000 CFA. Wir lachen ihn aus, gehen weiter. Sehr schnell lenkt er ein – 400 CFA. Na also! Weiße Touristen werden eben immer gemolken bzw. es wird erst einmal versucht. Verstehen und nachvollziehen kann ich das schon. Sicher würde ich es als Schwarzer mit geringem Einkommen auch versuchen. Keine Frage. Auf dem Weg zum Hotel sehen wir, wie einige Taxifahrer ihre steinalten Toyota's im Limbe waschen. Das Schreiben des Tagebuches geht heute schnell von der Hand - ist ja auch nicht sonderlich viel passiert. Wir sind die letzten zwei Tage ja auch zur Erholung hierher gekommen.

## 21. Tag, Mittwoch, 06.02.2002 Limbe - Douala

Unser karges Frühstück werten wir heute mit einem dänischen Corned Beef aus der Büchse auf. Die hübsche Kellnerin scheint ein wenig enttäuscht zu sein, da wir wieder keine aufpreispflichtigen AddOn's wie Omelette etc. ordern. Unser heutiges Ziel ist der Ausgangspunkt unserer spannenden Reise durch Kamerun: die Seemannsmission in Douala – schon fast unsere Home Base. Aber vor der Abreise gehe ich noch einmal in der Bucht spazieren. Die Kinder der Grundschule mit ihren rosa-schwarzen Uniformen sind auch wieder da, toben genauso ausgelassen wie gestern herum. Die Grundschule und der Kindergarten befinden sich gegenüber dem Hotel in einer ärmlichen Bretterbaracke. Einige Kinder schauen auf meine schneeweißen Beine, die sich deutlich vom schwarzen Lavasand abheben. Andere werfen Flaschen hinaus ins Meer und warten darauf, dass dieselben wieder an Land gespült werden. Wieder andere Kinder füllen Flaschen mit Sand oder Wasser und schleppen sie irgendwo hin. Zwei kleine Jungen, die keine Schuluniform tragen, fahren mit einem winzigen Einbaum hinaus aufs Meer. Weiter draußen ist ein großes Fischerboot fest vertäut.

Gegen Mittag verlassen wir das Hotel. Weit und breit kein Taxi zu sehen. Die Kinder der Grundschule gegenüber pressen ihre kleinen Gesichter durch die Streben des Holzzaunes und rufen lachend „Hello Mr. white man!“ herüber. Wir winken ihnen zu und sie freuen sich ausgelassen darüber. Ein junger Mann sagt uns, dass heute bis Mittag keine Taxis fahren. Warum das so ist, verstehen wir leider nicht. Ein halber Feiertag? Streik? Schließlich kommt ein Taxi aus der Gegenrichtung und wendet. 1.000 CFA bis zum Buschtaxi-Bahnhof! Feilschen ist hier zwecklos, der Fahrer weiß, dass er zur Zeit unsere einzige Chance ist. Michael bekommt noch eine junge Frau auf den Beifahrersitz gequetscht. Ich sitze hinten mit einem Soldaten und dem jungen Mann, der vorhin mit uns auf das Taxi gewartet hatte. Die Fahrt geht quer durch Limbe, vorbei an einer langen Schlange parkender Taxis links und rechts der Straße. Den Grund hierfür bekommen wir leider immer noch nicht mit. Am Buschtaxistand angekommen lösen wir zwei Fahrkarten, reservieren 2 vordere Plätze mit den Daypacks und warten noch ca. 45 Minuten bis zur Abfahrt. Die Rückfahrt verläuft wie gehabt: Händler, Maut und Kontrollen. Kurz vor Douala wird der alte Toyota-Kleinbus gleich viermal angehalten. Schließlich ist es wieder mal geschafft, das Buschtaxi hält wieder weit draußen in den Vororten bzw. Slums von Douala. Wir nehmen ein Taxi und fahren direkt in die Seemannsmission, in der wir glücklicherweise bei unserer Ankunft für heute reserviert hatten.

Posselts, das hilfsbereite Pfarrerehepaar der Mission, ist noch unterwegs. Sie waren ein paar Tage in Limbe zum Ausspannen und Angeln und kommen heute zurück. Wir wollen Johanna bitten, noch einmal mit uns Geld zu tauschen. Wir springen bei diesem feuchtheißen Klima in Douala sofort in den Pool der Mission, ziehen ein paar Bahnen. Gegen Abend kommen die beiden dann aus Limbe zurück. Johanna erklärt sich bereit, mit uns erneut Geld zu tauschen. Wir wollen morgen noch ein paar Masken oder ähnliches Kunsthandwerk auf einem der zahlreichen Märkte in Douala erstehen. Wir suchen eilig ein Internet-Office auf. Ich überweise den von uns gewünschten Betrag in Euro auf das Konto der Mission. Leider ist man hier nicht in der Lage, einen Screen Dump auszudrucken. Den benötige ich aber, um Johanna einen Nachweis geben zu können, dass ich das Geld überwiesen habe. Schade, müssen wir morgen in ein anderes Internet-Office gehen. Da es schon dunkel ist und wir Hunger haben, gehen wir zu einem Griechen, wahrscheinlich dem einzigen in ganz Kamerun. Das Lokal besteht aus einer großen Fläche mit Plastikstühlen, die teilweise überdacht ist und sich gegenüber dem Akwa Palace befindet, dem teuersten Hotel der Stadt. Hier sind fast nur Weiße zu sehen: Geschäftsleute, Flugpersonal, Seeleute etc. Überall schwarze Kellner, an der Bar ein Grieche. Etwas abseits sitzen einheimische Mädchen bei einer Cola herum, sicher

warten sie auf „reiche“ Verehrer. Das Lokal scheint aber trotzdem eine gute Adresse zu sein, ist gut besucht und das Essen schmeckt. Wir laufen etwa einen km durch die Stadt zurück zur Seemannsmission, was eigentlich ziemlich Leichtsinns ist. Das Lokal der Mission ist wieder sehr gut besucht – vor dem Gebäude stehen eine Menge großer Geländewagen herum. Vier Sicherheitskräfte sind vor dem Tor postiert, begrüßen uns freundlich. Wir trinken noch eine Cola und schreiben Tagebuch. Müde fallen wir in die Betten. Morgen ist unser letzter Tag in Douala, der letzte Tag in Kamerun. Traurigkeit macht sich breit – es gibt hier noch soviel zu entdecken...



Der Fluss Limbe



Limbe – Spielende Schulkinder in der Hotelbucht



Limbe - Botanischer Garten



Limbe – Buschtaxi - Bahnhof

## 22. Tag, Donnerstag, 07.02.2002 Douala - Der letzte Tag in Kamerun

Nach dem Frühstück lädt uns Johanna Posselt ein, mit ihr und einem Schweizer Paar (Jörg und Franziska) in einen Handicraft-Laden eines Deutschen zu fahren. Dieser betreibt ein Import/Export-Geschäft mit Projekt-Background im Sinne eines Fairplay bzw. der Eine-Welt-Läden: Die Produzenten erhalten vom Erlös mehr als sonst üblich. Es ist ein sehr schöner Laden mit Atmosphäre. Ich kaufe 3 kleine traditionelle Musikinstrumente, notiere mir die Herkunft und die Volksgruppe, die das jeweilige Instrument hergestellt hat. Jörg und Franziska kaufen auch eine Kleinigkeit. Ich unterhalte mich noch ein wenig mit dem Besitzer. Er lebt mit einer farbigen Deutschen und seinem Kind hier. Wir unterhalten uns über die politischen Zustände, über die Opposition und die Machthaber des Landes. Nett hier, so was könnte ich mir für eine Zeit lang als Betätigung auch ganz gut vorstellen. Unterwegs empfiehlt uns Franziska, den Kunsthandwerk-Markt gegenüber, den „Marche de Fleur“. Hier gebe es das, was wir suchen, in Hülle und Fülle: Masken, Statuen und Kultgegenstände aus allen Teilen des Landes. Wir werden dort einmal vorbeischaun. Unterwegs stoppt uns ein Polizist an einer Ampel. Johanna, die den großen Geländewagen souverän durch Douala lenkt, soll angeblich zu spät vor der Ampel gestoppt haben oder so was Ähnliches. Hat sie natürlich nicht, das Anliegen ist klar, der Polizist will Schmiergeld haben. Um das Palaver abzukürzen reicht Jörg einen 1.000er hin. Johanna gibt das Geld und einen kleinen Kalender der Seemannsmission dem korrupten Beamten und wir können weiterfahren. Ich bekomme eine Ahnung davon, wie viel Schmiergeld man eventuell hätte zahlen müssen, wenn man mit einem Leihwagen unterwegs gewesen wäre. Die Weißen, die hier leben, helfen sich laut ihren Berichten mit einigen Tricks :

- a) Sie tun so, als ob sie nichts verstehen.
- b) Sie schreiben sich demonstrativ den Namen und die Einheit des Beamten oder Soldaten auf (soll sehr gut funktionieren).
- c) Sie sagen, dass sie dies ihrer Botschaft melden werden und das es nicht gut sei für die freundschaftlichen Beziehungen beider Länder.

Das setzt natürlich voraus, dass man französisch sprechen kann. Normalerweise zahlt Johanna aus Prinzip nichts. In der Seemannsmission zurück packen wir unsere Rucksäcke und räumen das Zimmer. Die Rucksäcke können wir freundlicherweise ins Büro von Johanna stellen. Als nächstes suchen wir ein anderes Internet-Office auf. Ich möchte den Posselts unbedingt noch einen schriftlichen Nachweis für die überwiesenen Euros geben, deren Gegenwert wir heute früh bereits in CFA erhalten hatten. Gestern Abend misslang dies ja leider. In diesem Office gibt es wieder das Problem, dass irgendeine Überwachungssoftware das Laden von Java Applets blockiert und ich nicht an mein Konto rankomme. Die Einstellungen im französischen Internet Explorer stimmen jedoch. Ich wechsle drei Mal den Computer. Bis ich schließlich einen Netscape 6 – Browser finde, mit dem es dann doch noch klappt. Bingo! Der Ausdruck funktioniert auch, hier ist man ein wenig besser eingerichtet bzw. mit Druckern ausgestattet. Wir stoppen ein Taxi und lassen uns zum „Marche de Fleur“ bringen. Der große Kunsthandwerker-Markt war ein Supertipp von Franziska! Hier gibt es in unzähligen Verschlängen kleine Läden, wo Masken, Statuen und Kultgegenstände in allen Variationen und Formen gehandelt werden. Eine wahre Fundgrube! Was jetzt losgeht, ist ein etwa 2-3-stündiges Suchen und Feilschen. Jeder Händler versucht uns in seinen Laden zu ziehen, will uns einen „best price“ machen. Natürlich ist jeder von ihnen der „King of best prices“! ;) Wir lassen uns nichts aufschwätzen, sagen immer, dass wir erst alles anschauen und dann kaufen wollen, bei aufdringlichen Angeboten danken wir mit „No, merci Monsieur.“ Jetzt bloß keinen Fehler machen! Wenn man nach dem Preis fragt, ist das eine eindeutige Kaufabsicht, man kommt dann nur noch sehr schwer aus dem Laden heraus. Mein erstes Stück ist eine sehr

schöne Trommel aus dem Gebiet von Adamaoua im Norden des Landes und soll von den Fulbe hergestellt worden sein. Der Händler fängt bei 25.000 CFA an, ich bei 5.000 CFA. Michael hat mich in die Kunst des Feilschens eingewiesen. Wir treffen uns bei 10.000, sicher noch ein super Geschäft für den Händler. Wir durchstreifen mehrmals den Markt, um uns ein Bild zu machen. Immer wieder das gleiche Spiel. Man muss schon starke Nerven haben und freundlich bleiben. Aber wir sind für ca. 1 ½ Stunden die einzigen Weißen, die hier ihre Kreise ziehen und da will verständlicherweise jeder Händler sein Geschäft machen. Bald sind wir überladen mit Paketen und das kalkulierte Geld ist auch fast alle. Zwischendurch trinken wir in einem Hinterhof in einem schäbigen Gastraum eine Cola. Ich habe mir neben der erwähnten Trommel noch eine Langmaske des Fang-Stammes aus Tikar (Süden), eine Terrakottafigur der Pygmäen (ebenfalls aus dem Süden) und eine Statue, deren Herkunft ich nicht verstanden habe, gekauft. In der Regel habe ich ein Drittel des ursprünglich verlangten Preises gezahlt und bin mit meinen Käufen recht zufrieden. Erwähnen sollte ich natürlich noch, dass ich von Michael teilweise beim Feilschen supportet wurde. ;) Wir fahren zurück in die Mission, gehen ein letztes Mal im kleinen Pool baden. Wir bestellen uns, wie bei unserer Ankunft vor genau 3 Wochen, Thüringer Sausages vom Dresdener Fleischer Didi, der hier in Douala hängengeblieben ist. Wir lassen unsere Erlebnisse hier in Kamerun Revue passieren und stellen fest, dass wir eigentlich noch 3 weitere Wochen hier bleiben möchten, um den Süden und Osten des Landes zu erkunden. Dort gibt es kaum Straßen, nur Urwald und Wildnis. Aber unser swissair-Flieger geht leider um 00:15 Uhr! Jörg und Franziska fliegen auch mit. Franziska hat hier ein halbes Jahr ein Projekt der Entwicklungshilfe geleitet, Jörg hat mit ihr die letzten 4 Wochen hier Ferien gemacht. Wir verabschieden uns gegen 21:00 Uhr von den Posselts und danken ihnen noch einmal herzlich für ihre Hilfe und Gastfreundschaft. Johanna vermittelt uns noch einen der Taxifahrer, die im kleinen Restaurant der Mission meist auf Kundschaft warten.

Wir fahren durch das fast menschenleere nächtliche Douala zum Flughafen. Wie nicht anders zu vermuten, findet gerade ein wichtiges Fußballspiel statt, deshalb ist kaum jemand auf den Straßen der Stadt. Der Fahrer verlangt am Flughafen plötzlich einen 1.000er mehr, um sich ein Bier kaufen zu können. Wir geben ihm 500. Draußen warten schon Horden von Trägern, um uns das Gepäck zu entreißen und es 20 Meter ins Flughafengebäude zu bringen. Wir lehnen wie immer ab. Kaum sind wir im Flughafengebäude, kommt eine dicke Frau auf uns zu, zeigt ihren Ausweis und tippt auf unsere verpackten Masken und sagt, dass wir ihr folgen sollen. Zoll? Normalerweise muss man Souvenirs wie die unsrigen nicht verzollen. Wir folgen ihr genervt und verständnislos. An einem Schalter verlangt man von uns 3.000 CFA. Wir wissen immer noch nicht genau wofür. Wir zahlen jedoch in der Annahme, dass wir mit den Masken von nun an keine Probleme mehr haben werden. Wir suchen den Check-In-Schalter, müssen aber vorher noch durch eine Sicherheitskontrolle. Wir sollen alles wie üblich von einem Durchleuchtungsgerät checken lassen. Ich traue dem Teil nicht und nehme meine Filme lieber raus. Auf der anderen Seite geht der Ärger los! Wir müssen die Masken verzollen! Wie bitte? Wir zeigen den Wisch hin, den wir für die 3.000 CFA bekommen haben. Der Beamte sagt, dass wäre nur der Zoll für Lebensmittel. Dabei führen wir überhaupt keine Lebensmittel aus! Das kann doch nicht wahr sein, ist das hier ein Selbstbedienungsladen für unterbezahlte Beamte des Staates Kamerun? Wir haben nur noch 5.000 CFA. Die restlichen 2 x 10.000 CFA brauchen wir für die Flughafengebühr. Der Inspektor sagt, dass ihm 5.000 zuwenig seien. Wir erwidern, dass wir verdammt noch mal nicht mehr haben! Das sind nur einfache Souvenirs. Wir sind Touristen, die eigentlich vorhatten, dieses wunderschöne Land wieder zu besuchen. Irgendwie lässt er uns und unsere Masken dann doch gehen – Glück gehabt. 5.000 CFA sind auch ein ordentliches Schmiergeld für Null Gegenwert, er sollte zufrieden sein. Geschafft. Von wegen! Der Flughafen von Douala entpuppt sich als echte Erlebnis-Location! Beim Einchecken des Gepäcks meint die

Dame am swissair-Schalter, die kein Wort Englisch kann, dass wir die Langmasken als Gepäck aufgeben müssen. Wir stellen uns jetzt stur. Wenn die Dinger als Gepäck aufgegeben werden, können wir sie auch gleich hier anzünden, denn nach dem Transport wird auch nicht viel mehr davon übrig bleiben. Nach 5 Minuten Verweigerung von unserer Seite gibt sie es auf, wir nehmen die Masken als Handgepäck mit. Der nächste Anlaufpunkt ist die Passkontrolle - Ausreisestempel und Formulare ausfüllen. Die Beamtin fragt nach der Sicherheitsgebühr. Wir hatten bei all dem bisher erlebten Trouble vergessen, diese Gebühr zu bezahlen. Also ein paar Felder zurück im Airport-Game, nicht über Los gehen, denn da bezahlen wir sicher noch mal 5.000 CFA! ;) Wir löhnen für 2 Stempel die 20.000 CFA Flughafengebühr. Zurück an der Passkontrolle komme ich ohne Probleme durch. Von Michael will die dicke Madame schon wieder Geld für seine Maske haben. Zum dritten Mal! Wir sind kurz vorm Ausrasten! Zwei Einheimische in Zivil, die daneben sitzen, sagen der dicken Kontrolltante, dass sie uns in Ruhe lassen solle, wir seien nur Touristen und Kamerun sei ein schönes Land, das Touristen brauche. Wir danken für die unerwartete Hilfe und suchen das Weite, genauer gesagt die Abflughalle. Die Halle ist natürlich nicht ausgeschildert, aber wir finden sie. Air Condition! Endlich geschafft!

Nach 30 Minuten heißt es: Alles raus hier! Swiss Air hat draußen 2 Tische aufbauen lassen, entschuldigt sich dafür, dass die Kameruner Beamten die Tische nicht in der mit Klimaanlage ausgestatteten Wartehalle aufbauen wollten. Schikane? Keine Ahnung. Jedenfalls misstraut swissair den laxen Kontrollen der Kameruner Beamten, die eh nur abzocken und nicht zu kontrollieren scheinen. Sorgsam wird das Handgepäck von den Schweizern manuell durchsucht. Es gibt zwei Tische, provisorische Schalter. An dem einem ist ein einheimischer Beamter, an dem anderen ein Schweizer. Wir gehen zu letzterem, zum einen, weil er Deutsch und Englisch spricht und zum anderen, weil wir die Nase voll haben vom einheimischen Personal, dem es offensichtlich nur um persönliche Bereicherung, nicht aber um Sicherheit geht. Vielleicht rege ich mich auch zu sehr über diese Zustände auf, sollte gelassener sein. Aber wenn man dergleichen nicht gewöhnt ist... Gegen 22:45 Uhr haben wir auch das geschafft. Wir sind echt blank, haben gerade mal noch 200 CFA. Dafür bekommt man nicht mal das Prickeln einen Mineralwassers zu sehen! Die 3.000 CFA für den „Lebensmittel-Zoll“, die könnten wir jetzt brauchen! Aber was soll's, es hätte schlimmer kommen können. Wir steigen gegen 23:50 Uhr in den Flieger. Schade, mein erster Schwarzafrika-Trip ist nun leider zu Ende. Hätte nie geglaubt, dass es mir hier so gefallen würde. Unabhängiges Reisen, jenseits von Pauschaltourismus, habe ich ja schon immer praktiziert, aber es ist hier in Afrika so ganz anders als in Europa. Interessante und faszinierende Erlebnisse! Das waren drei richtig gute Wochen...

